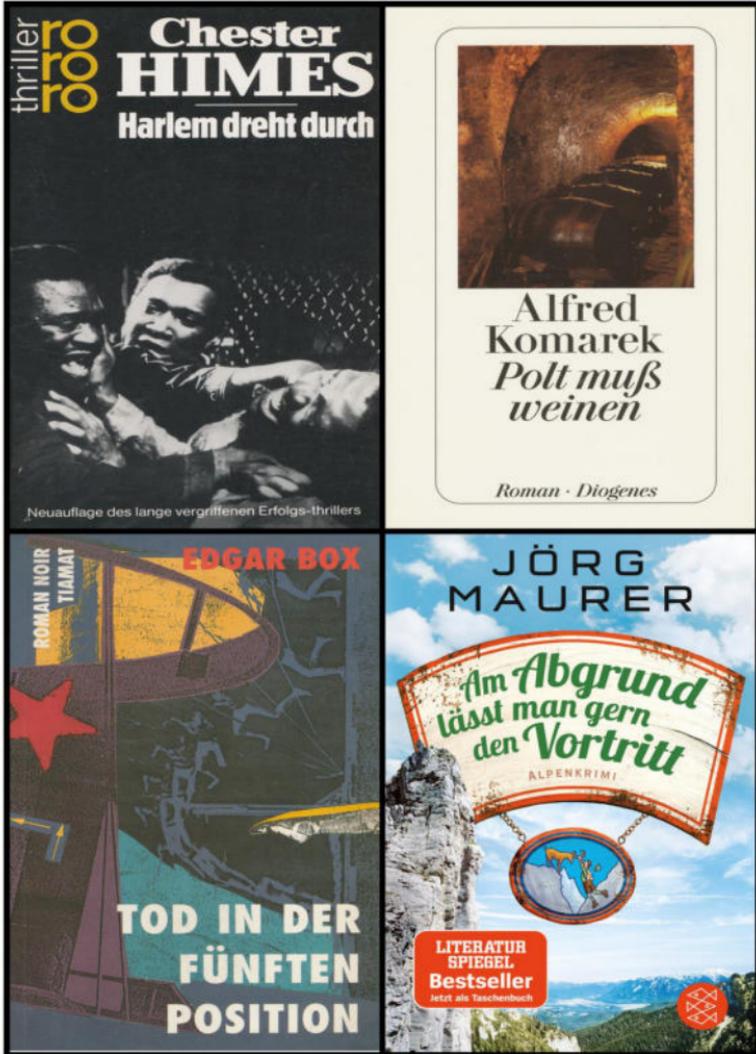


edfc



Fantasia | 13 | e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1131e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 47. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2024 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2024-04

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

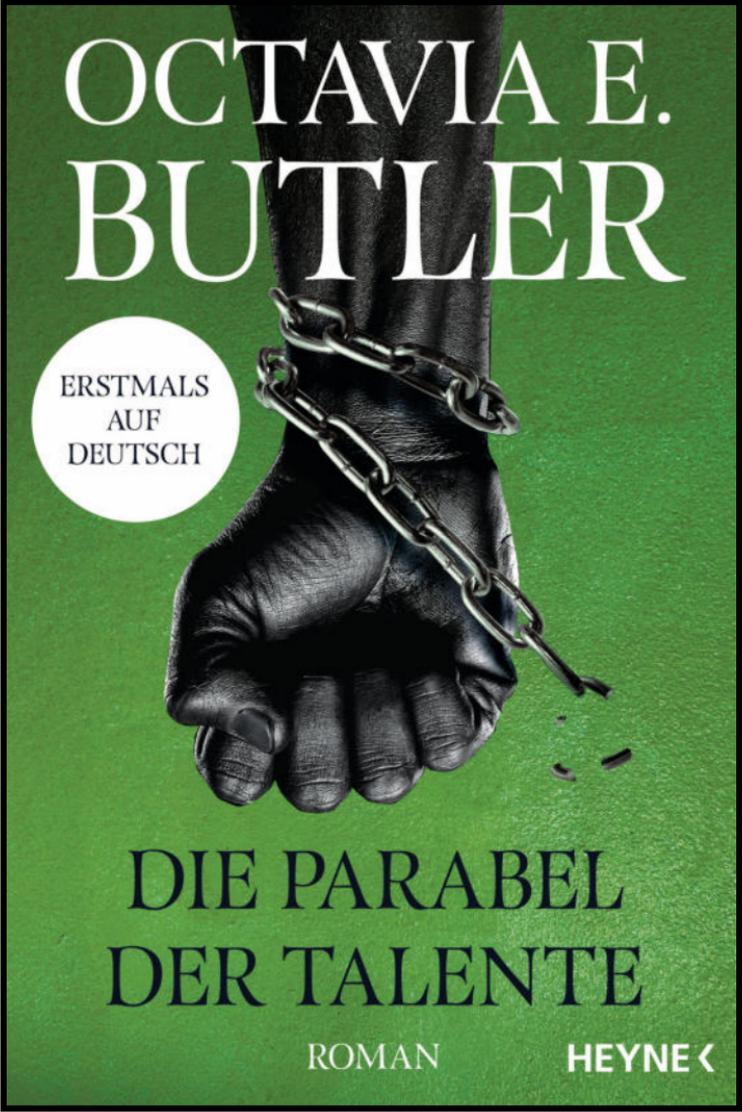
Franz Schröpf

Fantasia 1131e – Magazin für Phantastik



edfc

OCTAVIA E. BUTLER



ERSTMALS
AUF
DEUTSCH

DIE PARABEL DER TALENTE

ROMAN

HEYNE <

**Octavia E. Butler (Octavia Estelle Butler,
1947–2006)**

Parabel 2: Die Parabel der Talente

(The Parable of the Talents, 1998)

Heyne 32 217 (PB 558 S./€ 17,00)

München 2024

Aus dem Amerikanischen von Dietlind

Falk

Genre: Science Fiction

Sie werden eine Gottheit aus ihr machen.

Ich nehme an, das hätte ihr gefallen. So sehr sie es auch abgestritten und geleugnet hat: Sie hat von Anfang an hingebungsvolle, gehorsame Anhänger gebraucht – Jünger –, die ihr zugehört und jedes Wort geglaubt haben, das aus ihrem Mund kam. Und sie brauchte Masenevents, um sie zu beeinflussen. Das scheint auf alle Gottheiten zuzutreffen.

Ihr offizieller Name war Lauren Oya Olamina Bankole. Aber alle, die sie geliebt oder gehasst haben, haben sie nur Olamina genannt.

Sie war meine Mutter.

Sie ist tot.

Ich habe mir immer gewünscht, sie lieben zu können und zu glauben, dass das, was zwischen ihr und mir passiert ist, nicht ihre Schuld war. Wirklich. Doch stattdessen habe ich sie gehasst, gefürchtet, gebraucht. Nur vertraut habe ich ihr nie, und auch nicht verstanden, wie sie so sein konnte – so zielstrebig, aber in die falsche Richtung, für alle da, nur nicht für mich. Ich verstehe es immer noch nicht. Und jetzt, da sie tot ist, werde ich es vielleicht nie verstehen. Doch ich muss es versuchen, weil ich mich selbst verstehen muss und sie ein Teil von mir ist. Ich wünschte, es wäre nicht so, aber das ist Fakt. Um zu verstehen, wer ich bin, muss ich verstehen, wer sie war. Das ist der Grund, weshalb ich dieses Buch schreibe und zusammenstelle. (S. 5f)

Asha Vere, die Tochter der psychisch begabten Schwarzenführerin Lauren Olamina, erzählt die Geschichte ihrer Mutter, die in einer Zeit des krassen Klimawandels in Humboldt County, Nordkalifornien, die Religionsgemeinschaft „Acorn“ gegründet hat.

Aber die Anhänger Olaminas haben einen schweren Stand, als der ultrakonservative Andrew Steele Jarret zum Präsidenten gewählt wird. Letztlich bleibt der kleinen Gemeinschaft nur die Option, im Weltraum eine neue Heimat zu suchen.

Die Parabel der Talente und sein Vorgänger, *Die Parabel vom Sämann*, behandeln zwei wichtige Themen, nämlich den ökologischen und sozialen Niedergang der Welt im frühen einundzwanzigsten Jahrhundert einerseits und die speziellen Nöte der Afroamerikaner andererseits. Der Doppelroman gilt heute als bedeutendes Beispiel afroamerikanischer Emanzipationsbestrebungen.

TONY
HILLERMAN

Der Wind
des Bösen

Schüsse aus
der Steinzeit

Zwei Romane
in einem Band



GOLDMANN

***Hillerman, Tony: Wind des Bösen +
Schüsse aus der Steinzeit**

**Tony Hillerman [Anthony Grove
Hillerman, 1925–2008]**

*Navajo Nation 5: Der Wind des Bösen +
Navajo Nation 2: Schüsse aus der Steinzeit.*

Zwei Romane in einem Band

(The Dark Wind, 1983)

(Dance Hall of the Dead, 1973)

Goldmann 13 174

(TB 252 + 154 S./DM 12,00)

München 1997

**Aus dem Amerikanischen von Klaus
Fröba und Helmut Eilers**

Genre: Krimi

Zwei Romane in einem Band (S. 3)

Das vorliegende Taschenbuch enthält zwei Romane aus der herausragenden Krimiserie *Navajo Nation*, allerdings in unpassender Reihenfolge. Die beiden Teile haben eine eigene, jeweils bei eins beginnende Seitennummerierung.

TONY
HILLERMAN

Der Wind
des Bösen

Schüsse aus
der Steinzeit

Zwei Romane
in einem Band



***Hillerman, Tony: Schüsse aus der Steinzeit**

Tony Hillerman [Anthony Grove Hillerman, 1925–2008]

Navajo Nation 2: Schüsse aus der Steinzeit. (Dance Hall of the Dead, 1973)

**Goldmann 13 174 (TB 154 S./DM 12,00)
München 1997**

Aus dem Amerikanischen von Helmut Eilers

Genre: Krimi

Die Gestalt, die hinter den Felsen aus der dunkelroten Finsternis hervortrat, war nicht George. Das war Salamobia, der ihn mit seinen gelbumrandeten Augen anstarrte. Der Feuergott hielt inne, öffnete seinen Mund und brachte keinen Laut hervor. Das war der Salamobia von den Maulwurf-Kiwas, denn seine Maske war bemalt mit den Farben der Finsternis. Und doch war er es nicht. Der Kleine Feuergott starrte die Gestalt an, den muskulösen Körper unter dem dunklen Hemd, die abstehende Halskrause aus Truthahnfedern, die dunklen

und leeren Augen, den grimmigen Schnabel, den gefiederten Haarschopf. Schwarz war die Farbe des Maulwurf-Salamobia, aber das hier war nicht die Maske, denn die kannte er. Der Onkel seiner Mutter hatte den Maulwurf-Salamobia verkörpert, und die Maske befand sich in einem Schrein im Haus des Onkels seiner Mutter. Aber wenn das hier nicht die Maske war...

Der Feuergott sah jetzt, daß die Rute in der Hand dieses Salamobia nicht aus geflochtener Yucca war. Sie glitzerte im rötlichen Zwielflicht. Und ihm fiel ein, daß der Salamobia, wie alle Geister der Urahnen, die sich hinter der Zuñi-Maske verbargen, nur den Mitgliedern der Bruderschaft der Zauberer erschienen oder aber jenen, die sterben mußten. (S. 9f)

The figure which stepped from behind the boulders in the red darkness was not George. It was a Salamobia, its round yellow-circled eyes staring at him. The Fire God stopped, opened his mouth, and found nothing to say. This

was the Salamobia of the mole kiva, its mask painted the color of darkness. And yet it was not. The Fire God stared at the figure, the muscular body in the dark shirt, the bristling ruff of turkey feathers surrounding the neck, the black and empty eyes, the fierce beak, the plumed feathered topknot. Black was the color of the Mole Salamobia, but this was not the mask. He knew that mask. His mother's uncle was the personifier of the Mole Salamobia and the mask lived at a shrine in his mother's uncle's home. But if it was not the mask ...

The Fire God saw then that the wand rising in the hand of this Salamobia was not of woven yucca. It glittered in the red light of the twilight. And he remembered that Salamobia, like all of the ancestor spirits which lived at the Zuñi masks, were visible only to members of the Sorcery Fraternity, and to those about to die.

Ernesto Cata, ein zwölfjähriger Zuñi-Junge, der für die große Zeremonie des Shalako-Festes übt, bei dem er den Kleinen Feuer-gott verkörpern soll, wartet auf seinen Freund George Bowlegs. George, vierzehn Jahre alt, ist ein Navajo, ist aber im Gegensatz zu den Angehörigen seines Volkes sehr spirituell veranlagt und möchte deshalb so viel wie möglich über die Mythen der Zuñi erfahren – ja, er möchte nach Möglichkeit selbst ein Zuñi werden, was natürlich völlig unmöglich ist.

Doch Ernesto sieht am Treffpunkt nicht George, sondern den Gott Salamobia, der nur Sterbenden erscheint.

Als beide Jungen vermisst werden und bei Ernestos Fahrrad eine große Blutlache gefunden wird, schaltet der Deputy Sheriff von McKinley County, Cipriano Naranjo, den Lieutenant Joe Leaphorn von der Navajo-Polizei und Ed Pasquaanti, den Chief of Police der Zuñi, ein.

„Keine Spur von einer Waffe?“ fragte Naranjo.

„Nichts“, sagte Pasquaanti. „Nur Blut. Soviel Blut haben Sie noch nie gesehen.“

Aber ich glaube nicht, daß es eine Schußwaffe war. Niemand kann sich daran erinnern, einen Schuß gehört zu haben, und es war so nahe am Dorf, daß irgendjemand etwas gehört haben müßte.“ Pasquaanti schwieg einen Augenblick. „Vermutlich war es etwas zum Hacken, ein Beil vielleicht. Überall auf den Nadeln der Pinien ringsum war Blut, abgesehen von dem, was im Boden versickert ist. Daher ist anzunehmen, daß die Waffe eine Hauptschlagader getroffen hat, während der Junge dort stand. Wer immer der Täter auch war, die Waffe hat er auf alle Fälle mitgenommen.“

„Wer immer?“ fragte Leaphorn. „Dann sind Sie also nicht davon überzeugt, daß es Bowlegs war?“

Pasquaanti sah ihn nachdenklich an. „Alles, was wir wissen, steht hier auf diesem Blatt Papier. Der junge Cata ist letzte Nacht nicht nach Hause gekommen. Bei Tagesanbruch haben sie nach ihm gesucht und das Blut gefunden, wo er sein Fahrrad abgestellt hatte. George Bowlegs hatte sich das Fahrrad ausge-

liehen, und er sollte es zu dem ständigen Treffpunkt zurückbringen, den sie hatten. Alles klar? Bowlegs ist heute morgen wie immer in die Schule gegangen, aber nachdem wir die Sache mit dem Fahrrad und das andere herausgefunden hatten und einen Mann rüberschickten, der ihn befragen sollte, war er nicht mehr da. Wie es sich herausstellte, war er mitten während des Sozialkundeunterrichts aufgestanden, hatte zum Lehrer etwas von einem verdorbenen Magen gesagt und war verschwunden.“ (S. 13)

„No trace of a weapon?” Naranjo asked.

„Nothing,” Pasquaanti said. „Just blood. The weapon could have been anything that will let the blood out of you. You never saw so much blood. But I'd guess it wasn't a gun. Nobody remembers hearing anything that sounded like a shot and it happened close enough to the village so somebody would have heard.” Pasquaanti paused. „I'd guess it was something that chop-

ped. There was blood sprayed on the needles of piñon there as well as all that soaked into the ground, so maybe something cut a major artery while he was standing there. Anyway, whoever it was must have taken the weapon with him.”

„Whoever?” Leaphorn said. „Then you’re not all that sure Bowlegs is the one?”

Pasquaanti looked at him, studying his face. „We’re not sure of nothing,” he said. „All we know is down there. The Cata boy didn’t come home last night. They went out looking for him when it got daylight and they found the blood where he left his bicycle. The Bowlegs kid had borrowed the bike and he was supposed to bring it back there to that meeting place they had. O.K.? So the Bowlegs boy shows up at school this morning, but when we find out about the borrowed bike and all and send a man over there to talk to him, he’s gone. Turns out he got up during his social studies class and said something to

the teacher about feeling sick and cut out.”

Leaphorn geht von der Annahme aus, dass Ernesto tot ist und George verschwunden ist, aus welchem Grund auch immer.

Leaphorn befragt Georges jüngeren Bruder Cecil.

Cecil benetzte seine Lippen. „George ist nicht aus Angst vor der Zuñi-Polizei weggelaufen“, sagte er. „Das war nicht der Grund.“

„Warum dann, Neffe?“ fragte Leaphorn.

„Wegen der Kachina.“ Der Junge sprach so leise, daß Leaphorn nicht sicher war, richtig gehört zu haben. „Er ist vor der Kachina weggelaufen.“

„Kachina? Was für eine Kachina?“ Ein eigenartiges Gefühl beschlich Leaphorn, und das kam nicht nur von dem abrupten Themawechsel, vielmehr von dem plötzlichen Sprung von der Wirklichkeit in die Unwirklichkeit. Leaphorn starrte Cecil an. Das Wort Kachina konnte dreierlei bedeuten. Einmal waren damit die

Geister der Vorväter der Zunis gemeint. Dann konnten es aber auch die Masken sein, die getragen wurden, um diese Geister zu personifizieren. Oder die kleinen Holzpuppen, die die Zunis schnitzten, um die Geister immer gegenwärtig sein zu lassen. Der Junge wollte offenbar nicht mehr sagen. Von der Kachina hatte er nur geredet, um von dem abzulenken, was er wirklich wußte.

„Ich kenne den richtigen Namen nicht“, meinte Cecil schließlich. „Es ist ein Wort aus der Zuñi-Sprache. Aber ich glaube, es ist dieselbe Kachina, die Ernesto erwischt hat.“ (S. 20)

Cecil licked his lips. „George didn't run because he was afraid of the Zuñi police,” he said. „That wasn't why.”

„Why then, nephew?” Leaphorn asked.

„It was the kachina.” The boy's voice was so faint that Leaphorn wasn't sure he had heard it. „He ran away from the kachina.”

„Kachina? What kachina?” It was a strange sensation, more than an abrupt change of subject; more like an unexpected shift from real to unreal. Leaphorn stared at Cecil. The word „kachina” had three meanings. They were the ancestor spirits of the Zuñi. Or the masks worn to impersonate these spirits. Or the small wooden dolls the Zuñis made to represent them. The boy wasn’t going to say anything more. This kachina business was just something that had come off his tongue—something to avoid telling what he knew.

„I don’t know its name,” Cecil said finally. „It’s a Zuñi word. But I guess it would be the same kachina that got Ernesto.”

Cecil ist der Meinung, das Ernesto von einem Kachina, einem Totengeist der Zuñi, getötet wurde und dass George vor demselben Verderben auf der Flucht ist. Ernesto hat nämlich George ein religiöses Geheimnis der Zuñi verraten und damit ein Tabu

gebrochen, was mit dem Tod bestraft werden muss.

In der Gegend hält sich auch der Archäologie-Doktorand Ted Isaacs auf, der hier nach steinernen Spitzen von Wurfspeeren gräbt. Er soll im Auftrag von Professor Chester Reynolds die kontroverse These stützen, dass die Folsom-Kultur, die etwa vor zehntausend Jahren existierte, nicht ausgestorben ist, wie die Mehrheit der Wissenschaftler glaubt, sondern dass die Folsom-Menschen mit der Veränderung der Umweltbedingungen, die mit dem Rückgang der Gletscher einhergingen, ihre Technik der Herstellung der Speerspitzen änderte und daher nahtlos in die nachfolgende Kultur überging.

Schüsse aus der Steinzeit – eine sehr unpassende Übersetzung von *Dance Hall of the Dead* – ist nicht nur ein ausnehmend kluger spannender Krimi, sondern führt darüberhinaus eindrucksvoll in die religiöse Welt der Zuñis ein, die sich grundlegend von den Vorstellungen der Navajos unterscheidet und daher für Lieutenant Leaphorn eine zusätzliche Hürde bei seinen Ermittlungen darstellt.

Nebenher macht Tony Hillerman auch eine interessante Bemerkung über die Auswahlkriterien des FBI bei der Einstellung neuer Agenten.

Dieser Mann war etwa fünfzig und hatte ein rosafarbenes, sommersprossig-schlaffes Gesicht, das Leaphorn irgendwie an die gespielte faltige Gleichgültigkeit eines Jagdhundes erinnerte. O'Malley hatte ihn schlicht als „Agent Baker“ vorgestellt. Zweifellos hatte O'Malley damit den Eindruck erwecken wollen, auch Baker sei ein FBI-Mann. Aber Leaphorn war schon zuvor zu dem Schluß gekommen, daß Baker kein Mitglied des Federal Bureau of Investigation sein konnte. Er sah nicht so aus. Er hatte schlechte, bräunlich verfärbte Zähne und machte überhaupt einen ziemlich schlampigen Eindruck. Hinzu kam, daß sich hinter dieser vielleicht gewollten Fassade eine überaus wache Intelligenz zu verbergen schien – Eigenschaften, die nach Leaphorns Erfahrungen einer Aufnahme in das FBI im allgemeinen im Wege standen. FBI-

Männer hatten immer so auszusehen wie dieser O'Malley: zackiger Haarschnitt, sauber gewaschen, durchtrainiert und unbehindert von lästiger Intelligenz. (S. 64)

This man was maybe fifty, with a pink, freckled, sagging, hound-dog face and a shock of sandy hair. O'Malley had introduced him simply as „Agent Baker.” As O'Malley must have intended, this left the impression that Baker was, another FBI agent. It had occurred to Leaphorn earlier that Baker was not, in fact, an agent of the Federal Bureau of Investigation. He didn't look like one. He had bad teeth, irregular and discolored, and an air of casual sloppiness, and something about him which suggested a quick, inquisitive, impatient intelligence. Leaphorn's extensive experience with the FBI suggested that any of these three characteristics would prevent employment. The FBI people always seemed to be O'Malleys—trimmed, scrubbed, tidy, able to work

untroubled by any special measure of intelligence.

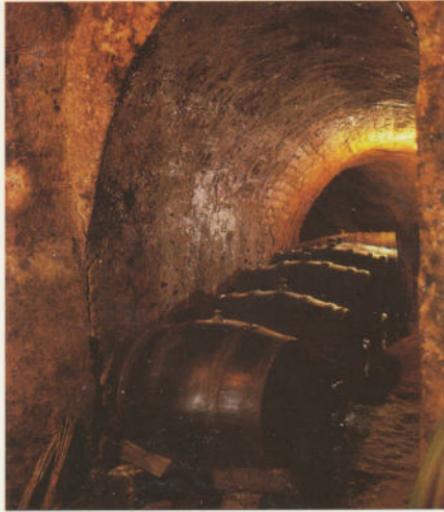
Und hier folgt eine eindrucksvolle Szene aus dem großen Shalako-Fest der Zuñis.

Der Nachmittag verging allmählich. Leaphorn ließ die beiden Straßenzüge nicht aus den Augen. Im Dorf war jetzt noch mehr Betrieb. Der Klang der Trommeln und Flöten drang nur schwach bis zu ihm herauf. Der Einzug des Rates der Götter hatte begonnen. Sie kamen tanzend vom Greasy Hill herunter, vorüber an dem weißgestrichenen Wasserspeicher des Dorfes. Einige von ihnen konnte er durch sein Fernglas erkennen. Den Feuergott mit einem qualmenden Zedernzweig. Den Saiyatasha, den Regengott des Nordens, der wegen des seitlich herausragenden Büffelhorns auch Longhorn genannt wurde. Das war ein kräftiger Mann mit einem weißen Hemd aus Antilopenleder und einem weißblauen Halstuch, einem Bogen in der einen und einer Rassel aus Hirschknochen in der anderen Hand.

Hinter ihm kam Hu-tu-tu, der den Regen aus dem Süden brachte und dessen Maske ohne Hornverzierung war. Hu-tu-tu zur Seite gingen die beiden Yamuhaktos, deren runde Augen und Münder den Masken ein kindliches, einfältiges Aussehen verlieh. Dazwischen tanzten zwei Salamobias – sie hatten die gleichen grimmigen Gesichter wie jene, die Leaphorn in seinen Alpträumen kennengelernt hatte. In jeder ihrer Hände trugen sie eine schwere Rute aus Yuccablättern. Die Menge hielt sich in respektvoller Entfernung von ihnen. (S. 137)

The afternoon wore on. Leaphorn watched the roads and pursued his thoughts. More activity in the village now. The sound of drums and flutes barely audible on the cold air. This would be the arrival of the Council of the Gods. They came dancing down Greasy Hill, past the white-painted village water tank. Some he could see through the magnifying lenses. The Fire God with a smoking cedar branch. Then Saiyatasha,

the Rain God of the North, called Longhorn because of the great curved horn which jutted from the right side of his black-and-white mask. He was a burly man in white deerskin shirt and a blue-and-white kirtle, a bow in one hand and a deer-bone rattle in the other. And behind him Hu-tu-tu, who brought the rains from the south, his mask lacking the great horn. With Hu-tu-tu, the two Yamuhaktos, their round eye and mouth holes giving their masks an expression of silly, childlike surprise. And dancing attendance, two Salamobias—the same fierce beaked faces that Leaphorn remembered from his nightmare. In each hand they carried a heavy pointed whip wand of yucca blades. The crowd kept a respectful distance.



Alfred
Komarek
*Polt muß
weinen*

Roman · Diogenes

*Komarek, Alfred: Polt muß weinen

Alfred Komarek [1945–2024]

Polt 1: Polt muß weinen (1998)

Diogenes 23 129 (TB 184 S./€ 8,90)

Zürich 2005/60

Genre: Krimi

Albert Hahn lag da, als wolle er im Toten Meer den toten Mann spielen. Die Dunkelheit des unbeleuchteten Weinkellers trug sachte den schweren Körper, und nur die Wölbung eines sehr dicken Bauches ragte ins diffuse Licht, das von der Kellerstiege kam.

Gendarmerie-Inspektor Polt sah auf den ersten Blick, wer da unten lag. (S. 5)

Wie der Name schon sagt, ist das niederösterreichische Weinviertel ein traditionsreiches Weinanbaugebiet. Entlang der sogenannten Kellergassen, die etwas außerhalb des eigentlichen Ortes angesiedelt sind, liegen eins neben dem anderen die Presshäuser, in denen die Trauben gekeltert werden. Auf der straßenabgewandten Seite des Presshauses führt ein schräger Gang oder

eine Treppe in den Weinkeller. Dieser ist aus Ziegeln gemauert, mit einem Gewölbe als Decke, und hat die Form eines blinden Tunnels, von dem zwei oder drei Seitengänge abzweigen.

Und nun liegt der Brunndorfer Weinbauer Albert Hahn tot in seinem eigenen Keller. Der Gemeindefeldarzt Dr. Eichhorn stellt sachkundig fest, dass Hahn an Gärgas erstickt ist. Da in Hahns Keller längst kein Wein mehr gelagert wird und daher auch keine Lüftungspumpe mehr in Betrieb ist, muss man schlussfolgern, dass das Gärgas von einem der nahen Nachbarkeller eingedrungen sein muss. In Frage kommen die Keller von Friedrich Kurzbacher, Karl Brunner und Josef Schachinger.

Das ganze Dorf ist sich einig, dass es sich bei Hahns Tod um einen Unglücksfall handelt. Polt allerdings zweifelt ein wenig an dieser These, da Hahn der mit Abstand unbeliebteste Mitbürger von Brunndorf war.

Der Hahn, der jetzt als Leiche in seinem Keller lag, war meistens allein hier gewesen. Ganz selten brachte er irgend-

welche Leute mit. Ja, und dann, letztes Jahr, an einem Samstagnachmittag, hatten zwei Buben aus dem Dorf Kirschen vom Baum vor dem Preßhaus gestohlen. Albert Hahn kam dazu, ein Bub konnte davonrennen, aber einer, der Peter Schachinger, war nicht schnell genug gewesen. Hahn dürfte ihn nicht geschlagen haben. Peter erzählte jedenfalls nichts davon, und sein Körper hatte auch keine Spuren gezeigt. Aber Hahn hatte den Buben ins Preßhaus gezerrt und in den Keller. Was dort geschehen war, blieb ungewiß. Aus dem kleinen Peter war nichts herauszukriegen. Er schwieg auf jede noch so geschickt gestellte Frage, seine hellgrauen Knopfaugen schauten hart und gläsern aus dem runden Gesicht, und die Hände waren zu Fäusten geballt. Seitdem hatte er immer wieder Albträume, fast jede Nacht, schreiend wachte er auf und fuhr erschrocken zurück, wenn ihn der Vater tröstend in den Arm nehmen wollte. (S. 8f)

Den Buben von Josef Schachinger hatte Hahn beispielsweise in seinen Keller gezerrt und dort Gewalt angetan; polizeilich war dem Täter aber mangels Zeugen nicht beizukommen. Friedrich Kurzbacher wiederum führt zurzeit einen Prozess gegen Hahn, weil ihn dieser um eine große Summe Geldes betrogen hatte; aber auch hier gibt es keinen gerichtsverwertbaren Beweis.

Beim Kirchenwirt Franz Greisinger trifft Polt die keineswegs trauerndernde Witwe.

Simon Polt trat ein, roch den Duft von Rindsuppe, die in einem großen Topf auf dem Herd leicht vor sich hin kochte, und fühlte sich für einen Augenblick fast behaglich. Dann wurde ihm die Kehle eng. „Ihr Mann, liebe Frau Hahn“, begann er und drehte die Dienstmütze zwischen den großen Händen.

„Ist tot“, unterbrach ihn die blasse, aschblonde Frau. „Nachrichten verbreiten sich rasch auf dem Land, vor allem die guten.“

„Gut?“ entfuhr es dem Inspektor.

Frau Hahn richtete ihre grauen Augen auf ihn. „Für die meisten vermutlich schon.“

„Aber für Sie?“

„Ach was.“ Sie rückte mit einer unwilligen Bewegung einen geblühten Polster auf der Küchenbank zurecht. „Nehmen Sie Platz. Ich bin auch irgendwie erleichtert, wissen Sie?“ Im gleichen Augenblick schüttelte ein trockenes Schluchzen ihren Körper, und sie wandte sich ab, um Tränen aus dem Gesicht zu wischen.

Polt schwieg verlegen und betrachtete eingehend die Malerei auf der Küchenwand: blaßrote Bänder auf gelblichem Untergrund. Und da war Frau Hahn, nicht alt, nicht jung, in einem dieser kleingemusterten billigen Schürzenkleider, mager und unscheinbar. Sie schaute ihn jetzt wieder an. „Wollen Sie wissen, warum ich bei ihm geblieben bin?“ fragte sie, wieder ganz ruhig. Simon Polt nickte wortlos. „Er hat gesagt, er schlägt mir die Zähne ein, wenn ich gehe.“ (S. 16f)

Hahn hatte seine Frau Grete mit Lust und Liebe gedemütigt, erniedrigt und willenlos gemacht, ebenso wie seine zwei Freunde, die sich in sklavischer Abhängigkeit von ihm befanden: der Wiener Journalist und Windbeutel Florian Swoboda und der Dorftrunkenbold Bruno Bartel.

Auch der Kirchenwirt ist nicht traurig über den Verlust eines Gastes.

„Ein Hahn weniger auf dieser Welt, nicht wahr?“ bemerkte er so nebenbei.

„Lieber würde ich über etwas anderes reden“, sagte Simon Polt und nahm einen zweiten, diesmal schon etwas gemäßigteren Schluck. „Aber wenn wir schon dabei sind: Was sagen denn die Leute so?“

Franzgreis strich über seinen prächtigen Schnurrbart, der geradezu vor vitaler Borstigkeit strotzte. „Geht mich nichts an, als Wirt, weißt du? Aber was alle sagen, meine ich auch: ein viel zu schöner Tod für einen schlechten Menschen.“ (S. 22)

Da niemand den Verlust des Hahn betrauert, könnte Polt den Anordnungen des Postenkommandanten Harald Mank folgen und den Todesfalls als Gärgasunfall zu den Akten legen. Doch Polt, dieser freundliche und besonnene Mensch, will partout Licht in eine Sache bringen, die jedermann gern unter den Teppich gekehrt hätte.

Polt muß weinen ist ein vorzüglich erzählter Krimi aus einem beschaulichen niederösterreichischen Weindorf. Der Roman ist voll des Lobes über das gute alte bäuerliche Leben und voller Trauer über die Neuerungen der jetzigen Zeit.

Polt lebt allein mit seinem Kater Czernohorsky, führt ein geruhames Leben und erfreut sich der Segnungen von Speis und Trank, die ihm über alles gehen.

Schweigend tranken die Männer. Allmählich wurden die Gedanken wieder weich und rund, die Zeit trat über die Ufer, und ein feierliches, wunschloses Behagen lag über allem. (S. 89)

Polt ist freundlich und bedächtig, wie es auch die meisten Weinbauern sind, und er

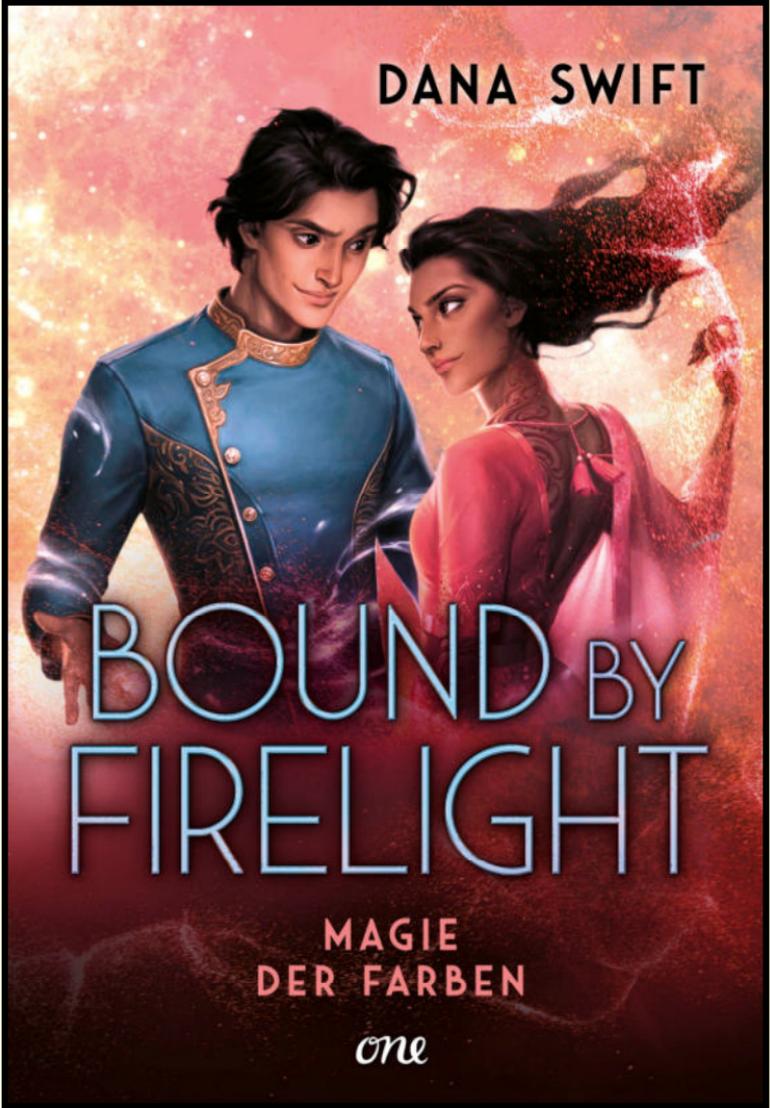
gilt bei ihnen als einer der ihren – es sei denn, er trägt seine Uniform, denn dann begegnet man ihm mit einem gewissen Misstrauen: Wozu braucht Brunndorf eine Polizei? Bei den krassesten Ungerechtigkeiten muss sie tatenlos bleiben, sagt sie, aber wenn die Bürger selbst Abhilfe schaffen, dann erstarkt der Arm des Gesetzes plötzlich.

Aber wer weiß, wie lange Polts Junggesellenleben noch dauern wird, denn die junge Dorflehrerin, Karin Walter, hat offenbar ein Auge auf ihn geworfen.

Fräulein Karin Walter, Pädagogin hierorts, stellte sich auf die Zehenspitzen und gab Simon Polt einen federleichten Kuß auf die rechte Wange. (S. 54)

Polt muß weinen wurde von Julian R. Pölsler im Jahr 2002 unter dem nur geringfügig abweichenden Titel *Polt muss weinen* verfilmt. Der Film ist sehenswert, aber Emil Steinhauer interpretiert die Rolle des Polt ein wenig anders, als sie Alfred Komarek sieht. Bei Steinhauer wirkt Polt sehr freundlich, aber anders als im Roman ein wenig

geistig eingeschränkt, was er bei seinen Ermittlungen jedoch durch eine ungeahnte Hartnäckigkeit wieder ausgleicht. Als Zuschauer ist man sich nicht ganz sicher, ob nun Steinhauer einen simpel gestrickten Polizisten spielen soll, das aber nicht ganz glaubwürdig darstellen kann, oder ob die Rolle so gedacht ist, dass Polt den Zurückgebliebenen nur spielt, um seine Dörfler leichter aushorchen zu können.



Dana Swift

**Magie der Farben 2: Bound by Firelight
(Wickery 2: Bound by Firelight, 2022)**

One (HC 480 S./€ 18,00)

Köln 2024

**Aus dem Amerikanischen von Michael
Krug**

Genre: Fantasy

„Ich stehe zu Belwar“, wiederhole ich ihre Worte. Eigentlich sollte ich sagen, dass ich zur Roten Frau stehe, zu Adraa Belwar, die untrennbar mit dem Land verbunden ist. Wenn nur die Menschen, die sich hier versammelt haben, um das Gegenteil zu behaupten, zur Vernunft kämen.

„Sie stehen zu Belwar!“, ruft der Zauberer, ergreift unsere Hände und streckt sie empor. Noch nie zuvor im Leben habe ich mich so vorgeführt gefühlt. Und mein Vater hat eigens zu dem Zweck schon Paraden veranstaltet, also will das etwas heißen. Hier halte ich mich an Adraa.

Sie befreit sich von dem Mann und zuckt zurück. Stolz schwillt in meiner

Brust an, während ich sie beobachte, und auch ich löse die Hand aus dem Griff des Zauberers. „Ich stehe zu Belwar, und das bedeutet, ich stehe zu den Belwars“, brüllt sie. „Die Familie, die hergekommen ist, um der Diskriminierung im Norden zu entfliehen, hat diese Stadt aufgebaut. Ich verteidige sie, und sie verteidigt nach wie vor dieses Land. Prahtrae“, ruft sie. Ihre blutrote Magie richtet das zerrissene Banner auf und näht es Stück für Stück zusammen.

Stille kehrt ein. Einen Moment denke ich, die Leute haben ihr vielleicht zugehört und kommen zur Vernunft.

Dann jedoch setzen skeptische Blicke ein, gefolgt von Buhrufen.

„Du bist keine Heldin.“

„Adraa Belwar hat versucht, uns alle umzubringen.“

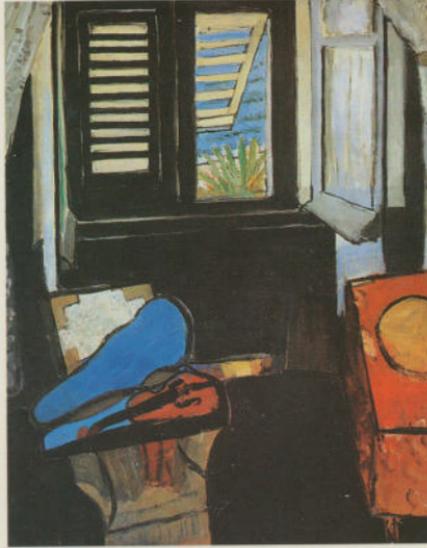
„Sie ist das Monster von Belwar.“

„Mein Haus wurde zerstört. Mooleks Leute haben es repariert.“

„Die Belwars sind Verräter. Allesamt.“
(S. 25)

Die Stadt Belwar im Königreich Belwar wurde von einem verheerenden, magisch hervorgerufenen Vulkanausbruch zerstört. Doch der magisch begabten Thronerbin Adraa Belwar gelang es, in der Maske der Roten Frau und mit Hilfe ihres Lebensmenschen Jatin Naupure, die Bewohner zu retten, so dass die Stadt wieder aufgebaut werden kann. Doch die Bürger danken zwar einerseits der Roten Frau, schieben aber andererseits Adraa die ganze Schuld in die Schuhe, so dass die junge Frau schließlich verhaftet und in das grässlichste und gefährlichste Gefängnis, das man sich denken kann, gesteckt wird. Selbstverständlich versucht Jatin sein Möglichstes, Adraa zu retten und die wahren Übeltäter zur Rechenschaft zu ziehen.

Bound by Firelight ist ein unterhaltsamer, romantischer Fantasyroman über zwei junge Menschen, die in einer gefährvollen Situation bestehen müssen.



Leon
de Winter
Serenade

Roman · Diogenes

Leon de Winter [1954–]

Serenade

(*Serenade*, 1995)

Diogenes (HC 168 S./DM 32,00)

Zürich 1996/500

Aus dem Niederländischen von Hanni Ehlers

Genre: Drama

Meine Mutter litt seit Jahren unter Rückenschmerzen. Wir hatten schon etliche Spezialisten zu Rate gezogen, von qualifizierten Medizinerinnen bis hin zu herumdokternden Quacksalbern, und Diagnosen erhalten, die von altersbedingten Verschleißerscheinungen bis hin zu negativen Erdstrahlen unter ihrer Wohnung reichten.

Als ich hörte, daß die Universitätsklinik Amsterdam sich einen neuen Scanner zugelegt hatte, ließ ich sie gleich auf die Warteliste setzen. Die Wundermaschine konstatierte ganz ordinäre Gallensteine. (S. 5)

Johanna Weiss, vierundsiebzig Jahre alt, genannt Anneke, leidet unter Rücken-

schmerzen, die auf Gallensteine zurückgeführt werden. Die Operation bringt jedoch an den Tag, dass Anneke an einem Gallenblasenkarzinom leidet, das auch durch die Operation nicht vollständig beseitigt werden konnte und das ihr höchstens noch ein Jahr Lebenszeit belässt.

Annekes Ehemann Jacob, genannt Jaap, ist schon lange verstorben, so dass es die Kinder sind, die die Diagnose alleine bewältigen müssen: Benjamin, genannt Bennie, ist Komponist, findet allerdings nur Aufträge für Werbefilme; ihm zur Seite stehen seine Freundin Ruth und seine Schwester Inge. Gemeinsam beschließen, die Diagnose vor der Mutter zu verheimlichen, um ihr noch ein paar letzte unbeeinträchtigte Monate zu gewähren.

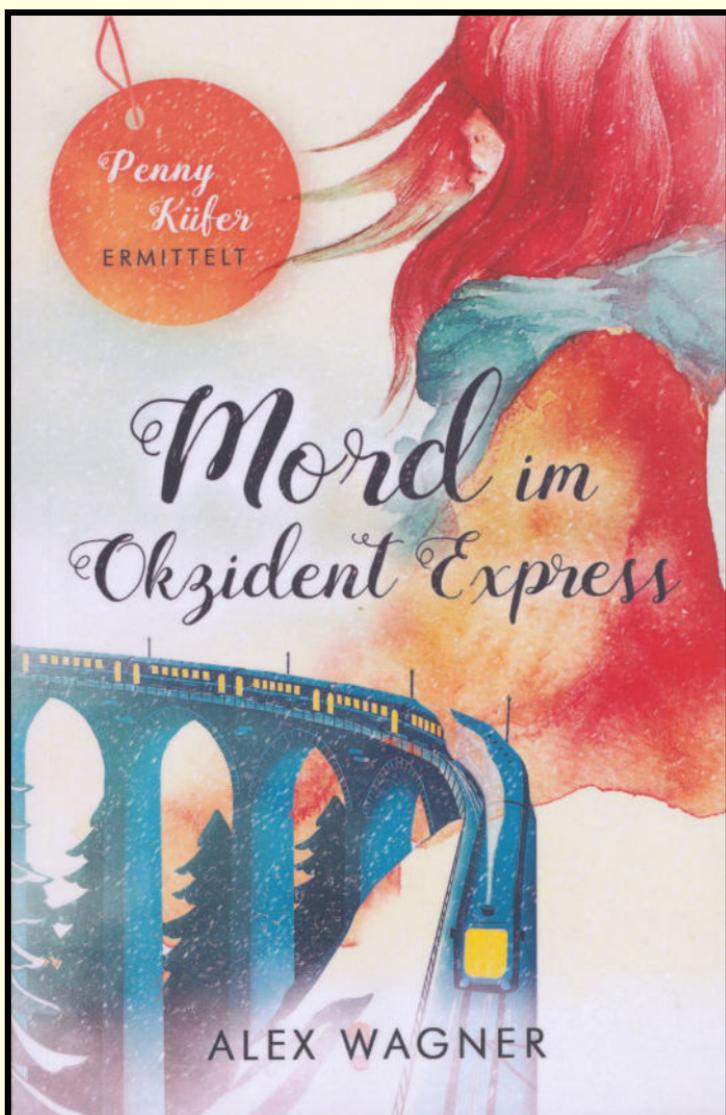
Mit dem Bewußtsein, daß in ihrem Bauch eine Zeitbombe tickte, würde sie keinen Tag mehr atmen können. Für sie dehnte das Leben sich so endlos aus wie das Weltall. Sollte sich ein plötzliches Ende abzeichnen, würden die glorreichen Kummernisse, die ihr Sohn, die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten

von Amerika, Israel, die Qualität des Fleisches von der Metzgerei Hergo, die Qualität des Brotes von der Bäckerei Van Muyden, die Qualität des Kaffees im Cafe-Restaurant Delcavi, die Rostflecken an meinem Citroen DS und die Folgen der Serie *The Bold and the Beautiful* ihr bereiteten, von dem Bewußtsein verdrängt werden, daß alles keinen Sinn mehr hatte. (S. 9)

Die Mutter glaubt, durch die Operation geheilt worden zu sein und führt ihr Leben an der Seite ihres Freundes Fred Bachmann, siebenundsiebzig, weiter. Doch dann verschwindet Anneke von einem Tag auf den anderen spurlos, und sämtliche Angehörige machen sich auf die vergeblich erscheinende Suche nach ihr.

Serenade ist Leon de Winters Mutter Annie de Winter-Zeldenrust (1910–1994) gewidmet, eine Holocaust-Überlebende, die just ein Jahr vor Erscheinen des Romans verstorben ist. Man darf daher annehmen, dass sich das Schicksal der Mutter im Roman und das von de Winters Mutter ähneln und der Sohn versucht, ihr literarisch ein

Denkmal zu setzen. Das gelingt ihm mit dem mitfühlenden und nahegehenden Roman in sehr guter Weise.



Alex Wagner (Alexandra Wagner, 1972–)

Penny Küfer 1: Mord im Okzident Express

Amazon Fulfillment (194 S./€ 9,99)

Wroclaw 2018

Genre: Krimi

[...] der Okzident Express war der exklusivste aller Züge, die derzeit auf den Schienen Europas unterwegs waren: Er verfügte lediglich über zwölf Gästeteile, jedes davon so geräumig und luxuriös wie eine Suite in einem Fünfsterne-Hotel. (S. 5)

Penelope Küfer, genannt Penny, neunundzwanzig, hat sich von ihrer dominanten Mutter emanzipiert und eine Ausbildung als Berufsdetektivin begonnen.

Drei Tage war es jetzt her, dass Stefan, ihr Verlobter, sie sitzengelassen hatte. Nur zwölf Stunden nachdem ihre Mutter sie offiziell enterbt hatte, waren damit auch ihre Liebesträume geplatzt. Was für eine Woche. (S. 6f)

Nun sitzt sie dank ihrer letzten Ersparnisse im exklusiven Okzident-Express von Wien nach Paris. Der Zug ist nicht nur mit allem Luxus ausgestattet, sondern auch ultramodern eingerichtet; sogar Roboter sind als Personal zur Stelle.

Neben Penny fahren im Zug die Eigentümerin Madeleine Salmann und ihre drei Söhne, die alle in die Vierzigern stehen: Martin samt Gattin Erika; Jacques mit Freundin Louise; und der widerliche, ungeweilte Lüstling Xavier. Außerdem reist noch mit Madeleines Assistentin Chrstiane Schneider.

Es war ihr Abteil, indem sie sich aufhielten. Er hatte aus taktischen Gründen vorgeschlagen, sie hierher zu begleiten, denn so konnte er sich zurückziehen, wenn er genug von ihr hatte. Was durchaus ein paar Stunden dauern konnte.

Er wollte Penny gerade einen der Champagnerkelche reichen und sich dann zu ihr aufs Bett gesellen – da geschah es. Etwas kitzelte ihn an der Achillessehne, als krabbele dort eine

Ameise, und im nächsten Augenblick durchfuhr ein brennender Schmerz seinen Fuß.

Fast wären die Champagnergläser seiner Hand entglitten, so scheußlich war diese Empfindung. Er strauchelte. Was zum Teufel...?

„Xavier?“, rief Penny. Sie sprang behände vom Bett und fasste ihn unterm Arm. „Was ist denn los?“

„Keine Ahnung, irgendetwas hat mich gebissen. Oder gestochen? Es tut jedenfalls höllisch weh. Gibt es Wanzen in Mamans Luxuszug, oder was?“, fluchte er, dann drückte er Penny beide Gläser in die Hände und bückte sich.

Er krepelte das rechte Hosenbein hoch, rollte den Socken so weit wie möglich hinunter und versuchte auszumachen, was ihn da erwischt hatte. Der Schmerz in seinem Fuß breitete sich aus wie flüssiges Feuer. Unbarmherzig und rasend schnell.

Penny ging ihrerseits in die Knie und starrte auf die entblößte Stelle. „Da sind zwei winzige Löcher“, sagte sie und deutete mit ihrem Zeigefinger auf seine

brennende Wunde. In ihrem Gesicht spiegelte sich eine Mischung aus Verwunderung und Fürsorge. (S. 44f)

Xavier will Penny mit List und Tücke ins Bett locken, als er in die Ferse gestochen wird. Kurz darauf ist er so krank, dass er einen Arzt braucht – allerdings muss der Zug bis zum nächsten Bahnhof in St. Anton weiterfahren, denn auf freier Strecke zu halten hätte wenig Sinn. Bis man in St. Anton angekommen ist, ist Xavier tot, und Jacques, der ebenfalls gestochen wurde, ebenso.

In St. Anton kommt nicht nur ein Arzt an Bord, sondern auch der nette und kompetente Inspektor Jürgen Moser, der dankbar ist, von der hübschen Penny Unterstützung zu bekommen.

Mord im Okzident Express ist eine amüsante Hommage auf Agatha Christie und der Beginn einer zehnbändigen Krimireihe um Penny Küfer.

thriller
oro
oro
oro

Chester HIMES

Harlem dreht durch



Neuaufgabe des lange vergriffenen Erfolgs-thrillers

***Himes, Chester: Harlem dreht durch**

Chester Himes [Chester Bomar Himes, 1909–1984]

Coffin Ed Johnson & Grave Digger Jones 5: Harlem dreht durch
(*All Shot Up*, 1960)

rororo 42 761 (TB 126 S./DM 5,80)

Reinbek bei Hamburg 1986, 16.–26

Tausend

**Aus dem Amerikanischen von Wilm
Wolfgang Elwenspoek**

Genre: Krimi

Er beobachtete die alte Frau. Sein Verstand versuchte das Bild zu verarbeiten, das seine Augen wahrnahmen, als ein zweiter Wagen um die Ecke bog. Er bemerkte ihn erst, als er an ihm vorbeikam.

Es war eine große schwarze Limousine, die mit abgeblendetem Licht fuhr. So dicht raste sie an ihm vorbei, daß es sich anhörte, als hätte ihm jemand plötzlich ins Ohr geblasen.

Die alte Dame hatte inzwischen beide Füße aufs Pflaster gesetzt, kauerte vorn-

übergebeugt wie ein Bär auf allen vieren und wollte sich gerade aufrichten, als die große schwarze Limousine sie ins Kreuz rammte.

Er begriff nicht, wieso er das alles sehen konnte. Die Straße war pechschwarz, die alte Dame schwarz gekleidet, der Wagen schwarz. Aber er sah es. Entweder mit seinen Augen oder mit seinem Verstand. Er sah die alte Dame durch die Luft segeln, Arme und Beine weit gespreizt, das schwarze Gewand im Luftzug ausgebreitet wie die Schwingen eines Vampirs. Sie flog schräg nach links, der schwarze Wagen raste geradeaus weiter. Das schneeweiße Haar der alten Dame flatterte für sich nach rechts auf, wie eine Taube, die vor ihrem Schlag zum Landen ansetzt.

Darüber hinaus waren auf den Vordersitzen der Limousine die dunklen Silhouetten von drei uniformierten Polizisten zu erkennen.

Nun war diesem Burschen der Anblick von Gewalt in vielerlei Erscheinungsformen vertraut. Aber was er jetzt sah, rüttelte seinen Verstand durcheinander.

Sein Kopf rannte in allen vier Himmelsrichtungen davon, während seine Füße an den Boden gebannt waren. Er drehte ein paarmal den Kopf, als ob er nach etwas suchte. Wonach, wußte er nicht. (S. 8f)

He was watching the old lady, his brain trying to absorb the impact of what his eyes were registering, when the second car turned the corner. He didn't see it until it went past.

It was a big black sedan with the lights off, traveling at a hip-tightening clip, and it made a sound like someone blowing suddenly in his ear.

The old lady had got both feet planted and was standing bent over, bear-fashion, with all four feet and hands on the ground, just about to straighten up, when the big black sedan hit her in the rump.

He never knew how he saw it; the street was black dark, the old lady was dressed in black, the car was black. But he saw it. Either with his eyes or with his mind.

He saw the old lady flying through the air, arms and legs spread out, black garments spread out in the wind like a nuclear-powered vampire full of fresh virgin's blood. She was flying in an oblique line to the left; the black car was streaking straight ahead; and her snow-white hair was flying off to the right and rising, like a homing pigeon headed for the nest.

Furthermore, in the front seat of the black sedan were the dark silhouettes of three uniformed cops.

Now this joker had seen the face of violence in many make-ups. The quick, insensate leap across the river Styx was no news to him. He was not naive about the grisly jokes of death.

But what he saw now scrambled his brains. His head was running in all four directions; but his feet were just standing there like a yokel in a carnival harem. He turned around a couple of times as though he were looking for something. For what he didn't know.

Ein Reifendieb beobachtet nachts in Harlem, wie ein mit drei Personen besetzter, goldfarbener, nagelneuer Cadillac eine alte Frau anfährt und dann Fahrerflucht begeht. Die alte Frau rappelt sich scheinbar unverletzt auf, wird aber wenige Augenblicke später von einem zweiten Auto, einer großen schwarzen Limousine, getötet. Das ist Grund genug für den Reifendieb, schleunigst das Weite zu suchen.

Den Cadillac steuert Roman Hill, ein Seemann, der die Heuer eines ganzen Jahres in diesen Wagen investiert hat; allerdings hat weder Roman einen Führerschein noch ist der Wagen angemeldet oder versichert, so dass Roman wirklich gut daran tut, das Weite zu suchen. Neben ihm sitzen seine Freundin Sassafras Jenkins und der Autoverkäufer, Mister Baron, ein Weißer.

Die schwarze Limousine ist ebenfalls mit drei Menschen besetzt, drei Polizisten, davon einer ein Weißer. Die Beamten stoppen den Cadillac, verhaften die drei Insassen und setzen sie in ihre Limousine.

„Kommen Sie näher“, sagte der weiße Polizist.

Mister Baron trat so dicht an den weißen Polizisten heran, als wolle er sich ihm in die Arme legen.

Der weiße Polizist drehte ihn mit einer Bewegung herum und drückte ihm mit einem Halbnelson die Luftröhre zu, während er ihm den rechten Arm auf den Rücken zog. Mister Baron schlug wirkungslos mit der linken Hand nach ihm.

Einer der Farbigen sprang hinzu und zog einen lederbezogenen Totschläger. Der andere Polizist nahm Mister Baron den Homburg vom Kopf, und der erste Polizist schlug Mister Baron hinters Ohr. Mister Baron stieß einen leisen tiefen Seufzer aus und wurde schlaff.

Mit schnellen, geübten Griffen durchsuchte der weiße Polizist Mister Barons Taschen. Er fand zwei parfümierte Taschentücher aus weißer Seide, eine Schlüsseltasche mit verschiedenen Schlüsseln, einen Verlobungsring mit einem Brillanten, der fest über einem Lippenstift aus Kunststoff stak, einen Elfenbeinkamm, in dem Strähnen von Mister Barons langem, gewelltem Haar

hingen, einen bananenförmigen Gegenstand aus schwarzem Gummi, an dem ein Gummiband befestigt war, und einen Paken Hundertdollarnoten, der in fettiges braunes Packpapier gehüllt war. (S. 13)

„Come here,” the white cop said.

Mister Baron walked up close to the white cop as though he were going to nestle in his arms.

The white cop turned him around and closed his windpipe with a half nelson while twisting his right arm behind his back. Mister Baron beat at him futilely with his left hand.

A colored cop closed in and drew a plaited leather sap. The other cop lifted Mister Baron's Homburg, and the first cop sapped him back of the ear. Mister Baron gave a low soft sigh and went liquid. The white cop lowered him to the street, and the colored cop put the Homburg over Mister Baron's face.

The white cop went through Mister Baron's pockets with rapid efficiency. He found two scented white silk hand-

kerchiefs, a case of miscellaneous keys, a diamond engagement ring stuck tightly about a plastic tube of lipstick, an ivory comb containing strands of Mister Baron's long wavy hair, a black rubber object shaped like a banana attached to an elastic band, and a package of one-hundred-dollar bills wrapped in greasy brown paper.

Mister Baron versucht, die Polizisten zu bestechen, woraufhin sie ihm die 6500 Dollar, das Roman für den Wagen bezahlt hat, als Beweismittel abnehmen. Anschließend besteigen sie den Cadillac und fahren damit weg.

„Na gut“, sagte der weiße Polizist, „und laßt euch das eine Lehre sein. Man kann das Recht nicht kaufen.“ (S. 13f)

„All right,“ the white cop said. „Just let this be a lesson; you can't buy justice.“

Es dauert eine Weile, bis die drei Zurückgelassenen begreifen, dass sie auf drei falsche Polizisten hereingefallen sind, die sich nicht

nur Mister Barons Geld, sondern auch Romans Cadillac angeeignet haben.

Mister Baron geschieht dieses Unge-
mach ganz recht, denn er hatte seinerseits
vor, Roman zu betrügen: Ein junger Mann
mit dem Spitznamen Black Beauty sollte, als
alte Frau verkleidet, einen Unfall vortäu-
schen, um Roman um sein Geld zu betrü-
gen, was leider tragisch schief gegangen
ist.

Aber woher kommen die drei falschen
Polizisten? Sie hatten eben mit ihrer ge-
stohlenen schwarzen Limousine einen
Raubüberfall auf den Parteibonzen Caspar
Holmes begangen, der fünfzigtausend Dol-
lar mit sich führte, die aus der Parteikasse
stammten und für den nächsten Wahl-
kampf gedacht waren. Tatsächlich hatte
Caspar jedoch nur Zeitungspapier in seiner
Aktentasche, denn der Überfall war verab-
redet, um die Partei zu betrügen. Peinli-
cherweise hatte die Parteiführung ohne
Caspars Wissen die Pinkerton Agentur be-
auftragt, ein Auge auf das Geld zu werfen,
weshalb der im Verborgenen lauernde
Agent beim Überfall das Feuer eröffnete
und dabei von den drei falschen Polizisten

erschossen wurde. Ein Tänzer, der seine Kunst auf offener Straße zeigte, wurde außerdem ein Zufallsopfer.

Das ist ein Fall für Coffin Ed und Grave Digger, die zwar noch nicht wissen, ob und wie die beiden Überfälle zusammenhängen, die aber sogleich Betrug auf allen Seiten wittern, weshalb sie sich in der Paris Bar kundig machen.

Das übliche Sonnabendnachtpublikum hatte sich eingefunden: kesse Jünglinge in pfauenbunten Anzügen, leuchtende Kappen in Blau und Silber, Gold und Rot auf die pomadisierten Locken gedrückt, die sie sich gerade beim Friseur für sieben Dollar hatten legen lassen. Und dazu die großen, kräftigen, rauh aussehenden Männer, die das Leben für sie so wunderbar machten. Aber nicht eine einzige Frau war zu sehen.

Coffin Ed war kein Moralprediger. Aber diese an Verschwörer erinnernde Art, jedem Außenseiter mit eisigem Schweigen zu begegnen, ging ihm auf die Nerven.

Bis zum letzten Mann starrten sie alle in ihre Gläser, als ob sie eine Konkurrenz um den Preis der drei weisen Affen auskämpften: nichts sehen, nichts hören, nichts sagen. Der Wettbewerb drohte zu einem toten Rennen auszuarten.

Die drei Barmänner spülten mit einem Eifer Gläser, der sie bei der Gewerkschaft allesamt auf die schwarze Liste bringen konnte. (S. 20)

The usual Saturday night crowd was gathered, bitchy young men wearing peacock clothes with bright-colored caps, blue and silver and gold and purple, perched atop greasy curls straight from the barbershops at seven dollars a treatment. And the big, strong, rough-looking men who made life wonderful for them. But there was not a woman present.

Coffin Ed was not a moralist. But their cliquish quality of freezing up on an outsider grated on his nerves.

„Don't everybody talk at once," he shouted from the doorway.

No one said a word.

To a man, they were staring into their drinks as though competing in a contest of three wise monkeys: See nothing; hear nothing; say nothing. The contest was progressing toward a dead heat.

The three bartenders were rinsing glasses with an industriousness that would have gotten them all blacklisted by the bartenders' union.

Ein hübscher junger Mann mit Spitznamen Black Beauty, der sich als Frau verkleidet: Da ist der Weg in die einschlägige Paris Bar naheliegend, auch wenn sich dort die Gäste in eisernes Schweigen hüllen.

Doch Coffin Ed und Grave Digger wenden ihre bewährten Methoden an, Harlemer Bürger zum Sprechen zu bringen.

Coffin Ed schnellte hoch. Er versetzte dem Witzbold einen rechten Haken gegen den Solarplexus, sah, wie der Getroffene den Mund aufriß. Der Kalbfelles flog ihm vom Kopf, als er nach vorn zusammenklappte. Coffin Ed packte ihn im Genick und riß das rechte Knie hoch.

Es sollte dem Mann den Kopf mit sprühenden Sternen füllen. Aber der große Mann hatte den Mund immer noch aufgerissen, und seine Zähne schlugen wie eine Bärenfalle in Coffin Eds Kniescheibe.

Coffin Ed grunzte vor Schmerz auf, spürte, daß sein Bein gefühllos wurde, und packte den Mann am Kragen, um ihn vor dem Hinfallen zu bewahren. In blinder Panik versuchte der Mann sich zu befreien und rammte Coffin Ed den Kopf gegen den Leib. Coffin Ed schlug der Länge nach auf den Rücken, wobei er sich in rasender Wut an die Lederjacke klammerte. Die Lederjacke bremste den Schwung etwas, der Mann flog dennoch weiter, schlug einen Salto und landete auf dem Rücken. Coffin Ed wälzte sich auf die Schultern, machte eine halbe Drehung und versetzte dem großen Burschen einen Tritt. Ein kurzer Schauer durchlief den Mann, dann wurde er schlaff. (S. 23)

Coffin Ed flipped.

He looped a right hook to the big joker's solar plexus, saw his mouth balloon with air. The cowskin fez flew from the big joker's head as he jackknifed forward. Coffin Ed caught him back of the neck with a loose, pulling grip, jerked his head down and uppercut him in the face with his right knee. It was a good gimmick; the knee was supposed to smash the joker's nose and fill his head with shooting stars. It worked nine times out of ten. But the big joker had his mouth open from the solar plexus punch, and his teeth crashed into Coffin Ed's kneecap like the jaws of a bear trap.

Coffin Ed grunted with pain as his leg went stiff and clutched the back of the big joker's leather jacket to keep from going down. The big joker butted him in the belly in a blind panic, trying to escape. Coffin Ed went down on his back, clinging to the leather jacket; and the big joker plunged forward over him, headed for the door. Coffin Ed pulled at the leather jacket in a choking rage. The jacket turned wrong side out, imprison-

ing the joker's arm and halting the forward plunge of his shoulders. But the rest of him kept on going, and he turned in a somersault and landed on his back. Coffin Ed reared up on his shoulders, made a half spin and kicked the big Joker on the side of the jaw from topside, down. The big joker shuddered and passed out.

In der folgenden Szene verfolgen die beiden Detectives einen renitenten Motorradfahrer.

„Schieß ihm in die Reifen“, drängte Gravedigger.

Coffin Ed beugte sich aus dem Fenster, zielte sorgfältig übers Handgelenk und verschoß seine beiden letzten Patronen. Beide Schüsse verfehlten den Reifen des Motorrades, aber die fünfte und letzte Patrone im Revolver war ein Leuchtpurgeschoß, seit er einmal nachts im Dunkeln hatte schießen müssen. Sie verfolgten die weißphosphoreszierende Flugbahn, sahen, wie das Geschoß den Reifen verfehlte, einen Ka-

naldeckel mitten auf der Fahrbahn traf, im stumpfen Winkel nach oben abprallte und in einen Reifen des Transporters schlug. Der Reifen platzte mit einem Knall. Der Fahrer spürte, daß sein Fahrzeug schleuderte, und trat auf die Bremse.

Das brachte den Motorradfahrer aus dem Konzept. Er hatte geplant, zwischen den beiden Lastern nach vorn zu preschen, den überholenden Kühlwagen zu schneiden. Wenn ihm das gelang, waren beide Fahrbahnen blockiert, dann war er nach hinten gedeckt und konnte entkommen. Er holte gerade schnell hinter dem Transporter auf, als dessen Reifen platzte und der Fahrer auf die Bremse trat. Er bog scharf nach links aus, aber nicht schnell genug.

Drei dünne Bleche aus rostfreiem Stahl, die der Transporter geladen hatte, bildeten eine kaum viertelzöllige Klinge. Diese Klinge traf den Motorradfahrer über seiner wollgefütterten Jacke am Hals, der vor Anstrengung gereckt und gespannt war, während das Motorrad darunter hinwegschloß. Es fuhr mit

nahezu achtzig Stundenkilometern, und diese Klinge trennte dem Mann den Kopf vom Körper wie eine Guillotine.

Der Kopf rollte die Bleche halb hinauf, während der Körper gerade sitzenblieb, die Hände um die Lenkstange geklamert. Der Körper beendete das Manöver, das der Kopf ihm befohlen hatte, und das Motorrad raste wie geplant an dem Lastwagen vorbei.

Der Fahrer des Transporters sah aus dem Fenster, um den überholenden Kühlwagen zu beobachten, während er weiterhin bremste. Doch statt des Lastwagens sah er einen Mann ohne Kopf auf einem Motorrad mit Beiwagen vorbeirasen, dem ein Strom dampfenden Bluts wie eine Fahne im Wind nachwehte. (S. 64f)

„Get a tire now,” Grave Digger said.

Coffin Ed leaned out of his window, took careful aim over his left wrist and let go his last two bullets. He missed the motorcycle tire with both shots, but the fifth and last one in his revolver was always a tracer bullet, since one night

he had been caught shooting in the dark. They followed its white phosphorescent trajectory as it went past the rear tire, hit a manhole cover in the street, ricocheted in a slight upward angle and buried itself in the outside tire of the open truck carrying sheet metal. The tire exploded with a bang. The driver felt the truck lurch and hit the brakes.

This threw the motorcycle rider off his timing. He had planned to cut quickly between the two trucks and shoot ahead before the inside truck drew level with the truck it was passing. When he got them behind him the two trucks would block off the street, and he would make his getaway.

He was pulling up fast behind the car carrying sheet metal when the tire burst and the driver tamped his brakes. He wheeled sharply to the left, but not quickly enough.

The three thin sheets of stainless steel, six feet in width, with red flags flying from both corners, formed a blade less than a quarter of an inch

thick. This blade caught the rider above his woolen-lined jacket, on the exposed part of his neck, which was stretched and taut from his physical exertion, as the motorcycle went underneath. He was hitting more than fifty-five miles an hour, and the blade severed his head from his body as though he had been guillotined.

His head rolled halfway up the sheets of metal while his body kept astride the seat and his hands gripped the handlebars. A stream of blood spurted from his severed jugular, but his body completed the maneuver which his head had ordered and went past the truck as planned.

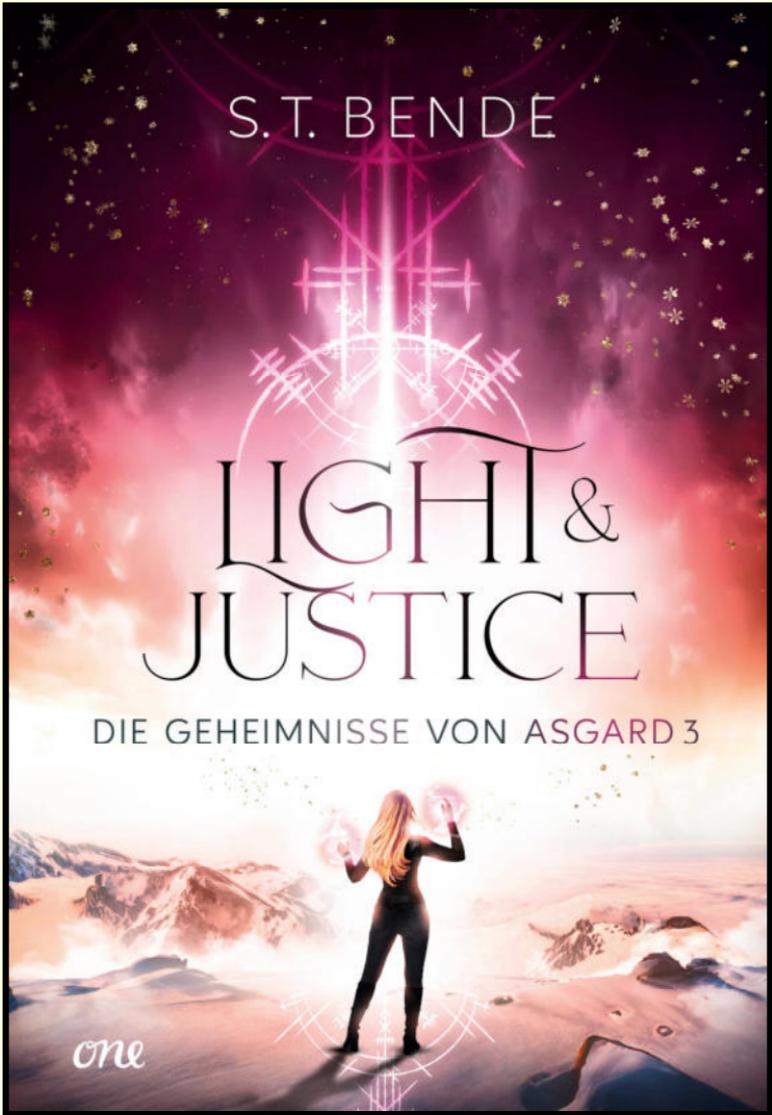
The truck driver glanced from his window to watch the passing truck as he kept braking to a stop. But instead he saw a man without a head passing on a motorcycle with a sidecar and a stream of steaming red blood lowing back in the wind.

In *Harlem dreht durch* finden wir offenbar einen sehr schwierigen, anfangs völlig un-

durchschaubaren und komplizierten Fall vor – aber Coffin Ed und Grave Digger werden ihn schon auf ihre bewährte Art lösen.

Chester Himes beweist uns in seinem überaus faszinierenden Roman wieder einmal, dass in Harlem niemand, überhaupt niemand unschuldig ist – die Frage ist nur, bis zu welchem Grad er sich schuldig gemacht hat und welcher Grad der Befragung bei ihm angebracht ist.

Außerdem gewährt uns der Autor einen Einblick in die schwarze Down-low-Szene des Harlems der dreißiger bis fünfziger Jahre. Der bekannte Schriftsteller Gore Vidal (1925–2012) hat die hier vorzufindende Einstellung treffend ausgedrückt, als er einmal sinngemäß sagte, er wäre doch nicht schwul, bloß weil er mit Männern schlafe.



S. T. Bende

Die Geheimnisse von Asgard 3: Light & Justice

(The Ære Saga 3: Perfect Balance, 2015)

One (HC 288 S./€ 18,00)

Köln 2024

Aus dem Amerikanischen von Stephanie Pannen

Genre: Phantastik

„Ich zeige dir meins, wenn du mir deins zeigst.“ Forse Styrke verzog einen Mundwinkel zu einem Lächeln. Mein Herz pochte, bevor es kopfüber in einen vertrauten Abgrund stürzte.

„So funktioniert das nicht, und das weißt du auch“, erinnerte ich ihn.

Forse zuckte mit den Schultern. „Fair ist fair.“

„Und wenn der Gott der Gerechtigkeit das sagt, muss es wahr sein.“ (S. 7)

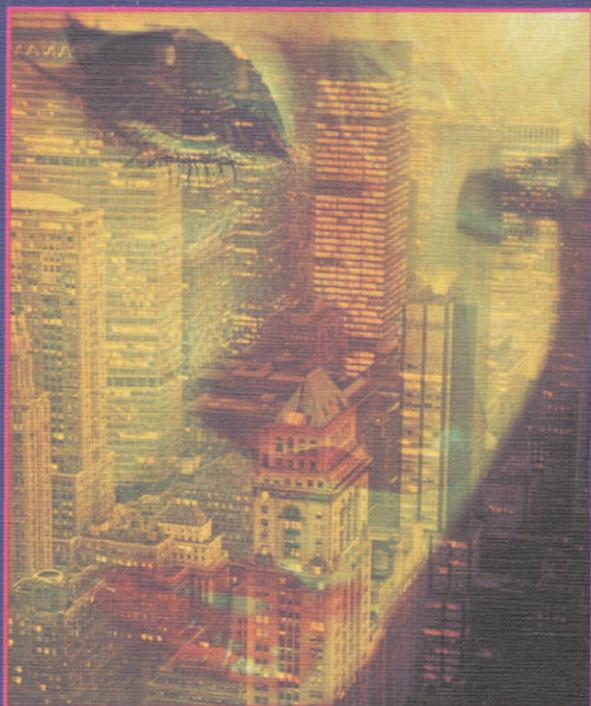
Elsa ist eine Hohe Heilerin und überdies die Schwester des Kriegsgottes Tyr Fredrikson. Nach dem Tod ihrer Eltern soll sie jedoch zusätzlich die Rolle ihrer Mutter als Vereinigerin übernehmen. Zu diesem Zweck

wird sie in ihrer Heimat Nordkalifornien von ihrem Freund Forse Styrke, dem Gott der Gerechtigkeit, in dieser ihr fremden Magieform unterwiesen.

Light & Justice ist ein unterhaltsamer phantastischer Roman für jugendliche Leser. Die Autorin S. T. Bende, deren Vornamen ein Rätsel bleiben, versteht es geschickt, alte nordische Mythen mit der amerikanischen Jugendkultur zu verbinden.

WELTBERÜHMTE KRIMINALROMANE

Erle
Stanley Gardner
**Das vertauschte
Gesicht**



*Gardner, Erle S.: Vertauschte Gesicht

Erle Stanley Gardner [Erle Stanley Gardner, 1889–1970]

Perry Mason 12: Das vertauschte Gesicht
(*The Case of the Substitute Face*, 1938)

I+H International 007 (TB 152 S./DM xx)

Brüssel 1974

Aus dem Amerikanischen von Gottfried Bentel

Genre: Krimi

„Ich bin Mrs. Newberry, Mr. Mason“, sagte sie. „Meine Tochter teilt die Kabine mit Ihrer Sekretärin, daher weiß ich ganz genau Bescheid über Sie. Ich sah Sie an der Reling stehen, als wir vorbeigingen ... ich ... ich möchte Sie um Ihren Rat bitten.“

„Meinen Rat als Anwalt?“ fragte Mason.

Sie nickte.

Mason blickte sie mit geduldigen, kritischen Blicken forschend an. „Worum handelt es sich?“

„Um meine Tochter Belle“, sagte sie.

„Also schießen Sie los! Erzählen Sie mir, worum es sich handelt, ich werde es mir zum mindesten anhören. Vielleicht kann ich einen Vorschlag machen. Was hat Belle denn angestellt?“

„Gar nichts“, sagte sie. „Es ist mein Mann, der etwas angestellt hat.“

„Ja, aber was hat denn Beiles Vater mit...“

„Er ist nicht Beiles Vater“, fiel sie ihm ins Wort, um die Dinge zu erklären. „Belle ist das Kind aus einer früheren Ehe.“

„Immerhin läuft sie doch unter dem Namen Newberry, wie?“ fragte der Anwalt verwirrt.

„Nein“, sagte die Frau, „wir laufen unter dem Namen.“ „Ich verstehe das nicht.“

„Die Sache ist die“, fuhr sie fort und sprach dabei sehr schnell, „der Name meines Mannes ist Moar. Bis vor zwei Monaten war ich Mrs. Moar. Über Nacht änderte mein Mann seinen Namen. Er hörte auf, C. Moar zu sein, und wurde Carl W. Newberry. Er gab seine Stellung als Buchhalter in der Products Refining

Company mir nichts dir nichts auf. Wir zogen übereilt in eine andere Stadt, lebten dort unter dem Namen Newberry und fuhren von dort nach Honolulu, wo wir jetzt sechs Wochen gewesen sind. Mein Mann gab uns strenge Anweisung, wir dürften unter keinen Umständen je den Namen Moar erwähnen.“

Masons Augen ließen sein Interesse erkennen. „Er hat seine Stellung ziemlich plötzlich verlassen, wie?“

„Jawohl, er ist nicht einmal in das Büro zurückgegangen.“

„Das allerdings“, sagte Mason, „ist ziemlich eigenartig.“ (S. 7f)

„I’m Mrs. Newberry, Mr. Mason,” she said. „My daughter’s sharing the cabin with your secretary, so I know all about you. I saw you standing at the rail as we walked past – I – I want to consult you.“

„Professionally?“ Mason asked.

She nodded.

Mason studied her with patient, appraising eyes. „What about?“

„About my daughter, Belle,” she said.

Mason smiled. „I'm afraid you misunderstood, Mrs. Newberry. I don't handle a general law practice. I specialize in trial work, mostly murder cases. Surely Belle hasn't done anything which would require my services.”

„Please don't refuse,” she pleaded. „I feel certain you can help me. It wouldn't take much of your time and it might make all the difference in the world to Belle.”

Mason noticed a hint of nervous hysteria in her voice and said, „Go ahead. Tell me about it. I'll at least listen. Perhaps I can make some suggestions. What's Belle been doing?”

„Nothing,” she said. „It's my husband who's been doing things.”

„Well, what's Belle's father – „

„He's not Belle's father,” she interrupted to explain. „Belle is the child of a former marriage.”

„She goes by the name of Newberry, however?” the lawyer asked, puzzled.

„No,” the woman said, „we do.”

„I don't understand.”

„It's this way," she went on, speaking rapidly „my husband's name is Moar. Up until two months ago I was Mrs. Moar. Overnight, my husband changed his name. He ceased to be C. Waker Moar, and became Carl W Newberry. He simply walked out of his position as bookkeeper in the Products Refining Company. We hurriedly moved to another city, lived under the name of Newberry, then went to Honolulu, and have been there for six weeks. My husband gave strict orders that under no circumstances were any of us ever to mention the name of Moar."

Mason's eyes showed his interest. „He left his job rather suddenly?"

„Yes, without even going back to the office."

„That," Mason said noncommittally, „is rather peculiar."

Der Strafverteidiger Perry Mason und seine Sekretärin Della Street waren auf einer Dienstreise in Hawaii und fahren jetzt mit der „Orient“ nach Los Angeles. Mason wird von einer Mrs. Newberry angesprochen, die

ihn bittet, ein Auge auf ihren Ehemann Carl Newberry zu haben. Mrs. Newberry, die eine Tochter namens Belle von ihrem verstorbenen ersten Mann hat, hat Carl als Mr. Moar geheiratet, einen Buchhalter bei der Firma Products Refining Company. Plötzlich kündigte Carl seine Stellung, änderte den Familiennamen auf den seiner Frau und gönnte Frau und Tochter eine Erholungsreise, die er sich eigentlich gar nicht leisten konnte.

Die Situation wird dadurch erschwert, dass der Millionenerbe Roy Hungerford ein Auge auf Belle geworfen hat, in der irrigen Annahme, wie Mrs. Newberry vermutet, dass Belle zu seiner Gesellschaftsschicht gehört. Roys Verlobte, Celinda Dail, die Tochter des Firmeninhabers, in der Carl Buchhalter war, sieht das nicht gern und wird, wenn sie Carls wahre Identität herausfindet, auch ihren Vater informieren, der ebenfalls mit an Bord ist. Da Mrs. Newberry befürchtet, dass Carl eine Unterschlagung begangen haben könnte, soll Mason verhindern, dass diese Tat noch während der Reise aufgedeckt wird, um ihrer stark verliebten Tochter nicht das Herz zu bre-

chen; beziehungsweise soll er herausfinden, ob Carl wirklich ein Verbrechen begangen hat. Einen seltsamen Sachverhalt weiß Mrs. Newberry noch zu berichten: Aus ihrer Kabine ist das Foto ihrer Tochter gestohlen worden und durch das einer Schauspielerin, der sie sehr ähnlich sieht, ersetzt worden.

Mason erklärt sich bereit, Frau und Tochter, nicht aber den Ehemann zu vertreten, und schlägt vor, mit Mr. Dail zu verhandeln: Vielleicht wäre dieser bereit, sich mit Carl zu einigen, wenn er die verbleibenden zwanzigtausend Dollar – fünftausend hat er bereits ausgegeben – zurückerstattet.

Mr. Dail ist mit dem Abkommen einverstanden, wenn Carl auch die restlichen fünftausend Dollar in Raten zurückzahlt. Doch so weit kommt es nicht, denn man hört bei schwerem Regenschauer zwei Schüsse, und auf der Brücke geht ein Telefonat ein, dass ein Mann über Bord gegangen ist. Eine ziemlich hysterisch wirkende Zeugin namens Aileen Fell ist bereit zu beschwören, dass Mrs. Newberry ihren Mann nicht nur erschossen, sondern auch über Bord

gestoßen hat. Da der Kapitän bei Mrs. Newberry den nassen Geldgürtel ihres Mannes findet, den sie in ihrer Kabine versteckt hat, ist die Ehefrau aller Wahrscheinlichkeit die Mörderin ihres Mannes.

Roy Hungerford klärt Mason über die Aussage der Zeugin auf.

„Sie schwört, sie hätte sie gesehen. Sie stand gerade in einen dunklen Regenmantel gehüllt unter dem Bootsdeck. Dann ging die Tür auf, und Mr. und Mrs. Newberry kamen heraus. Sie gingen an ihr vorbei, ohne sie zu sehen. Sie stand ungefähr ein bis eineinviertel Meter entfernt von den beiden und hörte, wie Newberry etwas sagte, was ungefähr darauf hinauslief, daß er die Dinge auf seine Weise erledigen müßte. Er sagte Mrs. Newberry, sie solle ihre Finger nicht in seine Angelegenheiten stecken, und ging hinauf auf das Bootsdeck. Mrs. Newberry folgte ihm, und er trat nach ihr und schrie: ‚Bleib zurück!‘ Doch sie ging hinter ihm her.

Nach einer kleinen Weile hörte Aileen Fell eine Balgerei auf dem darüberlie-

genden Deck. Sie kletterte die Treppen zum Bootsdeck hinauf. Ihrer Kabinengefährtin erzählte sie, sie hätte einen Pistolenschuß gehört, als sie die Treppen hinaufkletterte. Sie behauptet, sie hätte, als sie auf das Deck kam, gesehen, wie Mrs. Newberry sich über Newberrys Körper beugte, und dann hätte sie gesehen, wie Mrs. Newberry die Leiche zur Reling hinschleppte. Gerade in dem Augenblick hätte das Schiff einen Ruck nach Backbord getan, und Aileen Fell sei gefallen. Sie glaubte, daß sie über Bord fallen würde. Irgendwo hörte sie in diesem Augenblick einen zweiten Schuß. Sie fing an zu schreien und schrie weiter. Als sie wieder auf den Beinen war, sah sie Mrs. Newberry über das Deck laufen. Und Newberry war spurlos verschwunden.“ (S. 35f)

„She swears she did. She was standing just below the boat deck, huddled up in a dark ram coat. The door opened, and Mr. and Mrs. Newberry came out. They walked past her without seeing her. She was within three or four feet of them

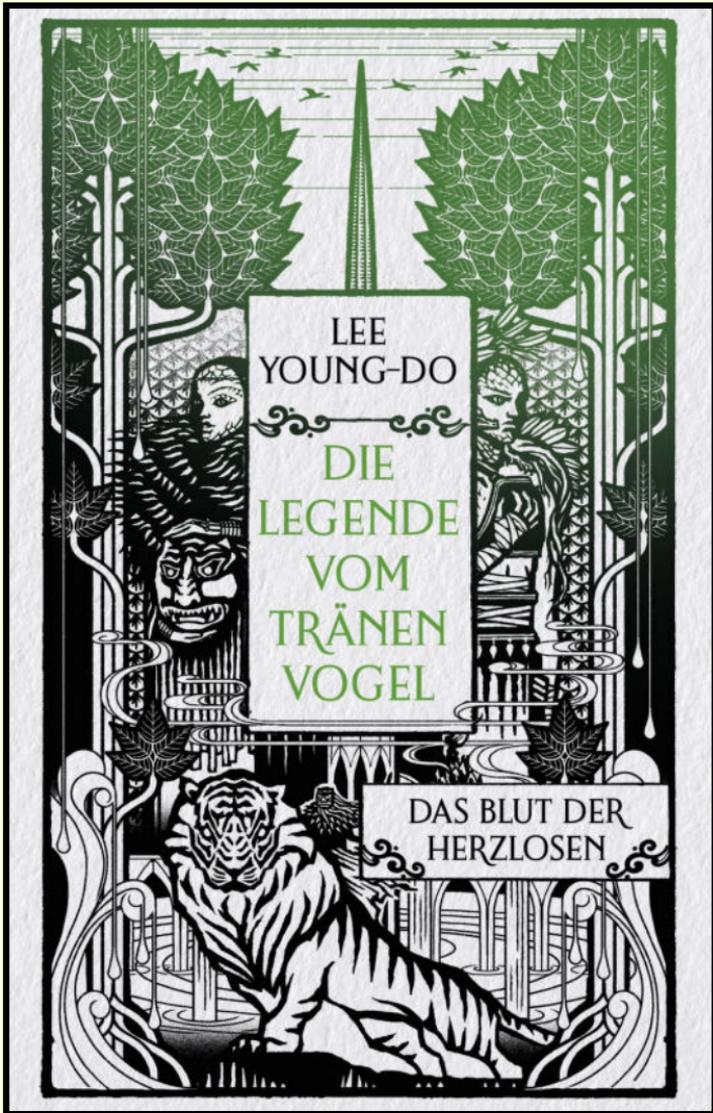
and heard Newberry say something about it being necessary to handle things his way. He told Mrs. Newberry to keep her fingers out of his affairs, and started for the boat deck. Mrs. Newberry followed, and he kicked at her and yelled, 'Keep back!' but she went on up behind him.

„After a little while Aileen Fell heard a scuffle on the deck above. She climbed the stairs to the boat deck. She told her roommate she heard a pistol shot as she was climbing the stairs. When she got on deck, she claims she saw Mrs. Newberry leaning over Newberry's body, and then saw Mrs. Newberry drag the body toward the rail. Just about that time, the ship gave a big lurch to port, and Aileen Fell took a spill. She thought she was going overboard. Somewhere in there she heard a second shot. She started to scream and kept on screaming. After she got to her feet, she saw Mrs. Newberry running along the deck. Newberry had disappeared.”

In Los Angeles angelangt, wird Mrs. Newberry umgehend verhaftet. Mason verteidigt sie nicht nur, sondern versucht, mit Hilfe seiner Ermittler die wahren Hintergründe des Falls herauszubekommen. Der Sachverhalt ist derart verzwickt und undurchsichtig, dass selbst Mason seine Einschätzung über Schuld und Unschuld mehrfach ändern muss, bis er endlich der Wahrheit auf die Spur gekommen ist.

Das vertauschte Gesicht ist ein eminent spannender und nicht nur für Mason, sondern auch für den Leser völlig undurchschaubarer Krimi, der jedoch zu einem absolut logischen und befriedigenden Schluss führt.

Bemerkenswert an diesem Roman wie auch an den anderen Werken von Erle Stanley Gardner ist die enorme Dichte seiner Erzählung: Der Autor gibt sich nur wenig mit Nebensächlichkeiten ab, sondern bringt Absatz für Absatz wichtige neue Informationen, und das in einer Fülle, dass dem Leser fast der Kopf schwirrt, so dass dieser gezwungen ist, der Handlung seine ungeteilte Aufmerksamkeit zu widmen.



Lee Young-Do [1972–]

Die Legende vom Tränenvogel 1: Das Blut der Herzlosen

(Nunmureul Masinen Sae, 2003)

Heyne 27 441 (HC 558 S.(€ 22,00)

München 2024

Aus dem Koreanischen von Hyuk-Sook Kim und Manfred Selzer

Genre: Fantasy

Der Reisende zog einen Sack hinter sich her, so groß, dass man ohne Weiteres zwei erwachsene Menschen hätte hineinstecken können, und dunkelrot von Blut gefärbt. Erschrocken hob der Wirt den Blick zum Nacken des Mannes und sah den großen Schwertgriff, der aus dem Mantelkragen herausragte.

Ein Mann mit einem riesigen Schwert, der einen Sack hinter sich herzieht, aus dem Blut sickert!

„Was ist in dem Sack?“, fragte der Wirt, am ganzen Körper zitternd und mit einem panischen Unterton in der Stimme.

„Wie ich schon sagte, das braucht Euch nicht zu kümmern.“

„Aber das ist doch Blut!“

„Kein menschliches Blut“, antwortete der Mann knapp, ließ den Wirt stehen und setzte seinen Weg fort.

Der Sack war schwer, denn er hinterließ eine tiefe Spur im Sand. (S. 14)

Die Letzte Taverne liegt im Norden der großen südlichen Wüste. Wenn Gäste kommen, dann aus drei Richtungen, aber niemals aus Süden. Doch nun taucht ein Mensch aus der Wüste aus, der einen riesigen, blutenden Sack hinter sich herschleift. Er heißt Kaygon Draka, kommt aus Kiboren und hat offenbar die Wüste an ihrer schmalsten Stelle, die immer noch fünfzig Kilometer beträgt, überwunden.

Der Wirt verkauft dem Gast Trinkwasser zu einem horrenden Preis und lässt sich schließlich in seiner Neugierde dazu verleiten, in den Sack zu blicken.

„Was ich in diesem Sack habe, habe ich während dieser Reise für mich beansprucht“, fuhr Kaygon fort. „Macht ihn auf. Dann werdet Ihr mir glauben, dass ich aus dem Süden komme.“

Der Wirt zögerte, schaute zwischen Kaygon, der mit dem zwei Kupferlinge teuren Wasser seinen Durst stillte, und seinem blutigen Sack hin und her. Schließlich öffnete er vorsichtig den Sack.

Als er sah, was darin lag, stieß er einen Schrei aus, der so laut war, dass seine Frau in der Küche vor Schreck unsanft auf ihren Hintern fiel. (S. 18)

Die Handlung wechselt nach Kiboren, der Heimat der Nagas, einer undurchdringlichen Dschungelwelt.

Im Zentrum dieses Dschungels stand die Stadt der Unbarmherzigkeit. Selbst die Lekons, mächtige gefiederte Krieger mit Hahnenköpfen, wurden von einem Schauer übermannt, wenn sie den Namen aussprachen; selbst die Dokebis, die stets fröhlichen Feuerbändiger, lächelten nicht mehr, wenn sie den Namen in den Mund nahmen. Die Menschen, die Meister im Fabulieren, hatten sie „Stadt der Stille“ getauft.

Die Stadt der Unbarmherzigkeit kümmerete all das nicht. Sie war eine der größten unter allen großen Errungenschaften und brauchte weder Lobgesang noch Verwünschungen, um sich ihrer Einzigartigkeit bewusst zu sein.

Ihr wahrer Name lautete Hatengrazu.
(S. 19)

Im Alter von zweiundzwanzig Jahren wird den Nagas das Herz entnommen, woraufhin sie unsterblich werden. Die einzige Möglichkeit, einen Naga zu töten, ist, ihn zu kochen und zu essen: Nun kann man sich denken, was der unerbittliche Naga-Jäger Kaygon Draka in seinem Sack mitgebracht hat.

Doch Kaygon Draka wird für eine besondere Mission gebraucht: Er soll zusammen mit dem hahnenköpfigen Lekon Tinahan und dem feuerbändigen Dokebi Bihyung Slabl den jungen Naga Ryun Pey, der kurz vor der Herzentnahme steht, diese Zeremonie aber nach Möglichkeit vermeiden möchte, aus Kiboren retten.

Das Blut der Herzlosen wird hier im Westen als eine völlig neue Stimme in der Fan-

tasylliteratur wahrgenommen. Lee Young-Do verwendet nicht das übliche Fantasy-Personal von Elfen und Zwergen, Drachen und Orks, sondern setzt auf eigene, bizarre Schöpfungen, die von der koreanischen Mythologie inspiriert sind. Die phantastischen Einfälle, die der Autor ersinnt, sind nichts weniger als staunenswert.



Joana York []

Beweine die blaue Tote

Signum sm 099 (TB 188 S./DM 2,50)

Gütersloh 1962

Genre: Krimi

In jenen Frühlingstagen des Jahres 1960, als in den Feigenpackereien und Fischerkneipen von Alcatruz nichts anderes beredet wurde als das große Erdbeben in Agadir, brachte es eine schöne Fremde aus dem Norden dahin, daß sämtliche Einwohner des südportugiesischen Küstenstädtchens für Stunden eingestürzte Hochhäuser und zerfetzte Leiber vergaßen und sich ausschließlich mit ihr beschäftigten. Nicht, daß man in Alcatruz nur selten Fremde sah. Im Sommer lärnten die Autobusse und aalte sich im heißen Sand viel rotes und braungebratenes Fleisch, und das ganze Jahr über gab es sogar so etwas wie eine ausländische Künstlerkolonie – Maler und Schriftsteller und solche, die sich dafür hielten. (S. 7)

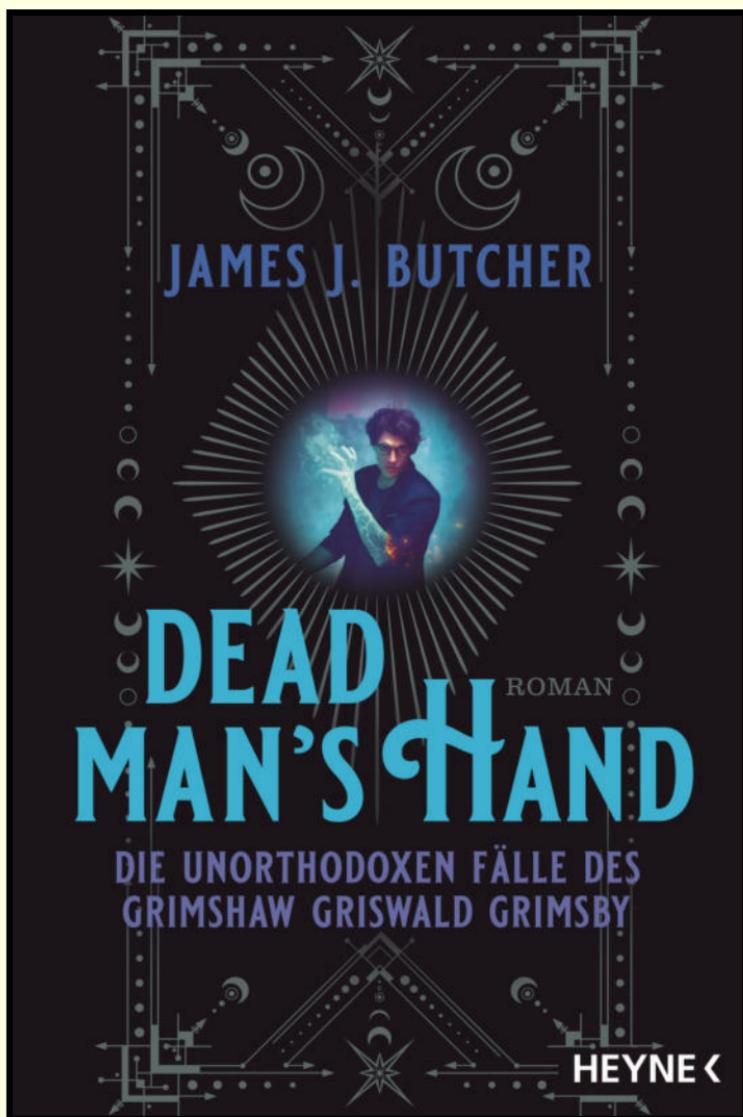
Dr. Dietmar Grasenack, zweiundfünfzig Jahre alt, ist mit der jungen Britt Tadsen verlobt. Britt will vor der Hochzeit noch einmal die Freiheit genießen und reist unter anderem nach Alcatruz in Portugal, nachdem sie durch einen glücklichen Zufall kurz vor dem verheerenden Erdbeben in Agadir von dort abgeflogen war.

[...] weil sich mit der verblüffenden Geschwindigkeit, mit der Neuigkeiten in solch kleinen Städtchen umgehen, herumsprach, daß die Fremde eine knappe Stunde vor der schrecklichen Katastrophe Agadir verlassen hatte und somit wie durch ein Wunder dem Unheil ent-rann.

Und knapp zwei Wochen später redete noch einmal alles von ihr, als bei Einbruch der Nacht bekannt wurde, daß man sie unterhalb des Santa-Eulalia-Felsens mit zerschmettertem Rückgrat tot aufgefunden habe. Ein bedauernswerter Unfall nach ihrer wunderbaren Rettung. (S. 7f)

Britts Tod wird von der Polizei als Unfall verbucht, aber ihr Verlobter will Genaures wissen und beauftragt den holländischen Privatdetektiv Jacob Jacobs, in Alcatraz Nachforschungen anzustellen.

Beweine die blaue Tote ist ein solider Krimi, der neben einer interessanten Handlung auch stimmungsvolle Beschreibungen Portugals aufweist.



James J. Butcher

Grimsby 1: Dead Man's Hand. Die unorthodoxen Fälle des Grimshaw Griswald Grimsby

(Unorthodox Chronicles 1: Dead Man's Hand, 2022)

Heyne 32 288 (PB 478 S./€ 17,00)

München 2024

Aus dem Amerikanischen von Thomas Salter

Genre: Phantastik

Ihre Überreste glichen einem Kochschinken, den jemand während einer Achterbahnfahrt mit einem Spiralschneider bearbeitet hatte. Ihre Gliedmaßen waren mit langen Schnittwunden übersät, die bis hinunter auf die Knochen reichten.

Ihre grauen Augen starrten wütend ins Nichts, Ihr vom hohen Alter gezeichnetes Gesicht war zu einer Grimasse aus Schmerz und Widerstand gefroren. (S. 21f)

Die mächtigste Hexe Bostons, Samantha Mansgraf, ist tot, auf grauenvollste Weise

ermordet. Mit letzter Kraft hat sie mit ihrem eigenen Blut eine Botschaft geschrieben: „Töte Grimsby“.

Um Mansgrafs Mörder zu finden, wird ihr ehemaliger Partner vom Department für Unorthodoxe Angelegenheiten, Leslie Mayflower, genannt der Große Jäger, reaktiviert. Dass ausgerechnet Grimshaw Griswald Grimsby, der als Hexer eine ausgemachte Niete ist, eine Könnerin wie Mansgraf getötet haben könnte, das glaubt Mayflower zu Grimsbys Glück nicht. Dieser Grimsby verdient sich nämlich seine Brötchen, indem er als Zauberclown bei Donalds Mächtigem Magischem Königreich des Essens auftritt. Aber erstaunlicherweise kann der ungeschickte und bedauernswerte Grimsby trotzdem seinen Teil zur Aufklärung dieses Falls beitragen.

Dead Man's Hand verbindet Urban Fantasy, Komödie und Krimi zu einer unterhaltsamen Mischung.

Der Autor des Weltbestsellers
MR. PARNASSUS' HEIM FÜR MAGISCH BEGABTE

T.J. KLUNE



ROMAN

HEYNE <

T. J. Klune [Travis John Klune, 1982–]

The Extraordinaries 1: Die

Außergewöhnlichen

(The Extraordinaries, 2020)

Heyne 27 478 (HC 576 S./€ 20,00)

München 2024

Aus dem Amerikanischen von Charlotte

Lungstrass-Kapfer

Genre: Science Fiction

Hey! Tut mir leid, dass so lange nichts Neues mehr kam, erst hatte ich Computerprobleme, und dann hatte ich in den Ferien eine Menge zu tun. Außerdem hatte ich eine Schreibblockade, was echt die Hölle ist. Ich wollte euch bestimmt nicht vier (!!) Monate lang mit einem Cliffhanger zurücklassen, aber eure Fragen, wann es endlich weitergeht, haben mir dann die Inspiration verschafft, die ich brauchte. Vielen Dank! Ich kann leider nicht versprechen, wann das nächste Kapitel kommt, denn die Schule fängt wieder an – kotz –, und in der Oberstufe werde ich wohl richtig ranklotzen müssen. Hoffentlich dauert es nicht zu lange. Und ich entschuldige mich jetzt

schon mal für die Fehler, die noch dringeblichen sind! Mein Korrekturleser ist momentan sehr „beschäftigt“ (was auch immer das heißen soll), und ich bin echt nicht gut beim Überarbeiten. Schreibt einfach alles, was euch auffällt, in die Kommentare, dann werde ich versuchen, es zu verbessern. Danke!!!! (S. 7f)

Nick Bell, sechzehn Jahre alt, ADHS, ist in Nova City ein populärer Autor von Fan Fiction, und zwar aus der Unterkategorie Slash Fiction.

Autoren von Fan Fiction schreiben mehr oder weniger legal Erzählungen über populäre Helden aus Literatur, Film und Comic wie Kirk und Spock und bieten sie im Internet kostenlos zur Lektüre an. Slash Fiction zeichnet sich dadurch aus, dass zwei Figuren, etwa Kirk/Spock, als Liebespaar dargestellt werden – jener Schrägstrich zwischen den Namen, auf Englisch Slash, gibt der Kategorie ihren Namen.

Nate Belen war sicher nicht der Typ Jungfrau in Nöten, auch wenn er gerade hoch oben auf einer Brücke festgebun-

den war und darauf wartete, von Shadow Star gerettet zu werden. Während er langsam wieder zu Bewusstsein kam, spürte er eigentlich nichts außer Schmerz. Ein leises Stöhnen entkam ihm. Alles tat weh – der Hals, die Beine, die rechte Hand.

Und sein Herz.

Sein Herz schmerzte am schlimmsten.

Denn es war gebrochen, war in kleine Splitter zerschlagen worden.

Immer wieder hörte er Shadow Stars tiefe Stimme, hörte die Worte, die er ihm zugeraunt hatte: *Ich empfinde so viel für dich, Nate, aber wir können nicht zusammen sein. Nova City braucht einen Helden. Und ich muss dieser Held sein. Meine Feinde dürfen niemals erfahren, wie wichtig du mir bist, denn sonst würden sie das gegen mich einsetzen. Es ist vorbei.* (S. 8)

Das ist ein Auszug aus Nicks Schaffen, in dem er die Liebesbeziehung zwischen einem Teenager namens Nate Belen und seinem Idol, dem Superhelden Shadow Star, thematisiert.

Das Besondere an Nicks Erzählungen ist, dass sie sich nicht um erfundene Figuren ranken, sondern um zwei real existierende Superhelden namens Shadow Star und Pyro Storm. Shadow Star kann sich Schatten zu Diensten machen, während Pyro Star über das Feuer gebietet. Beide arbeiten nicht vereint bei der Bekämpfung des Verbrechens in Nova City, sondern sind sich spinnefeind. Nick ist hoffnungslos verknallt in Shadow Star, der für ihn das Gute verkörpert, und stellt ihn dementsprechend in seinen Erzählungen als Helden heraus.

Natürlich bekommt Nick auch laufend Rückmeldungen über seine Geschichten.

PyroStarlsLife 15:13: Ich weiß, du hast gesagt, du willst nichts mehr davon hören, aber meiner Meinung nach sind Pyro Storm und Shadow Star total verliebt ineinander. Da ist diese Spannung zwischen ihnen!!!! Sie sollten sich endlich küssen und herausfinden, ob es funktioniert. Nate würde das sicher verstehen! (S. 14)

Nicks alleinerziehender Vater Aaron – die Mutter Jenny ist verstorben – sieht die Rollen der Superhelden von seiner Warte als Polizist aus durchaus skeptisch, womit er die Ansicht von Polizeichef Rodney teilt. Noch besorgter ist Aaron allerdings darüber, dass sich sein offenbar gerade noch jungfäulicher Sohn eine Geschlechtskrankheit holen könnte.

Und Dad erwiderte: „Genau. Hattest du schon Sex?“

„Nein, Dad, oh mein Gott, wie kommst du überhaupt...“

„Weißt du, was ein Kondom ist?“

„Ja, Dad, oh mein Gott, natürlich weiß ich, was ein Kondom ist...“

„Sehr gut. Dann wirst du also auch eines benutzen, falls oder wenn du dich dazu entschließen wirst, Sex zu haben. Was natürlich noch sehr lange nicht der Fall sein wird.“

„Ja, Dad, oh mein – Halt, ich meinte nein, ich habe keinen Sex. Warum sagst du so etwas?“

„Wenn es um Mädchen ginge, würde ich dir genau dasselbe sagen. Pack ihn

ein, Nicky. Du musst ihn immer einpacken, bevor du ihn irgendwo reinsteckst.“ Er warf seinem Sohn einen abschätzenden Blick zu. „Oder bevor er in dich reingesteckt wird. Kümmert mich nicht, wie herum das läuft. Wie nennt man das noch gleich? Aktiv oder passiv? Mir egal, welcher von beiden du bist. Hauptsache, du schützt dich.“
(S. 18)

Nicks eigentliches Ziel ist, selbst ein Außergewöhnlicher zu werden, wobei er von seinem anhänglichen Freund Seth Gray unterstützt wird. Es ist ja eine erwiesene Tatsache, dass man durch den Biss einer radioaktiven Spinne zum Superhelden wird. Wenn keine Spinne zur Verfügung steht, kann man zur Not auch eine Grille nehmen, denkt Nick, und mangels Radioaktivität wird es wohl auch ein Mikrowellenherd tun.

Die Außergewöhnlichen ist originell, humorvoll und dramatisch, was den Roman zu einer empfehlenswerten Lektüre macht. Es ist nur schade, dass T. J. Klune den Mittel-

teil seines Romans mit etwas zu langatmi-
gen Dialogen gefüllt hat.

JÖRG
MAURER

Am Abgrund
lässt man gern
den Vortritt

ALPENKRIMI



LITERATUR
SPIEGEL
Bestseller

Jetzt als Taschenbuch



***Maurer, Jörg: Am Abgrund lässt man gern den Vortritt**

Jörg Maurer [1953–]

Hubertus Jennerwein 10: Am Abgrund lässt man gern den Vortritt

Scherz (PB 430 S./€ 15,99)

Frankfurt am Main 2018

Genre: Krimi

„Irgendwann kommen wir beide in das Alter, wo wir nicht mehr klettern können wie die jungen Steinböcke. Und was dann?“

„Noch kraxle ich überallhin, das kannst du mir glauben!“

„Auch auf die Geiffelspitze?“

„Auch da komme ich locker rauf, aber ganz locker. Du wirst es morgen sehen. Aber wie ist es mit dir? Wenn du willst, dann ziehe ich dich das letzte steile Stück.“

„Ich nehme dich beim Wort.“

„Abgemacht.“

„Vielleicht sollten wir uns wirklich leichter zugänglichere Verstecke suchen.“

„Wie jetzt? Etwa mit Hacke und Schaufel nachts im Garten–“ (S. 7)

Es treten auf die Graseggers, Ursel und Ignaz, Bestatter a. D., die wegen ihrer Gepflogenheit, Mafiaopfer als zweite Leiche in unverdächtigen Gräbern zu beerdigen, mit einem Berufsverbot bedacht worden waren. Dieses endet jedoch glücklicherweise in wenigen Wochen, so dass die Graseggers beschlossen haben, ihr Gewerbe wieder aufzunehmen, diesmal allerdings ganz auf der Seite der Legalität.

Allerdings benötigt eine Geschäftsneugründung auch Kapital, und so beschließen die Graseggers, eines ihrer Golddepots, und zwar das auf der Geiffelspitze, aufzulösen. Die Goldbarren soll dann ein Ruach – ein Fachausdruck für oberbayerische Hehler – namens Kazmarec in Goldmünzen umgießen, unvermeidlicherweise gegen eine erhebliche Gewinnbeteiligung des Ruachs.

Der Ruach hatte natürlich vorgesorgt. Sein Heim war eigentlich eine Festung. Er hatte sich sicher gefühlt mit seinen Bewegungsmeldern und Warnsysteme-

men. Auch als es vor ein paar Minuten klingelte, hatte er sich sicher gefühlt. Ein Blick aus dem Fenster – es war nur der Postbote. Das gelbe Postauto stand mit geöffneter Schiebetür vor seinem Haus, der Mann, den er persönlich kannte, war schon ausgestiegen, er hörte die Schritte auf der Treppe. Der Ruach hatte die Verriegelung gelöst und die Tür geöffnet. Der Schlag traf ihn mit solcher Wucht, dass er zurücktaumelte und zu Boden stürzte. Ein zweiter Schlag, Tritte mit dem Fuß, dann packte ihn jemand am Kragen und riss ihn hoch. Er war so erschrocken und verdattert, dass er kein Wort hervorbrachte. Dann hörte er draußen das Postauto wegfahren. Der Eindringling hatte das Kommen des Postboten genutzt, schlaues Kerlchen. (S. 48)

Doch der Ruach wird überfallen und aufs grausamste gefoltert, um dem maskierten Unbekannten seine Kunden zu verraten. Doch der Ruach bleibt standhaft, bis ihn schließlich das Ende als Folge eines Asthmaanfalls ereilt.

Unterdessen besucht Ignaz Grasegger vor seinem Aufstieg auf die Geiffelspitze eine ältere Dame, die im Krankenhaus wegen einer sturzbedingten inkompletten, also operablen, Querschnittslähmung liegt und die zudem an zirkulärem Irresein leidet.

Sie drehte sich zu ihm und blickte ihn mit ängstlichen Augen an. Ihre Mundwinkel zuckten. Sie winkte ihn zu sich her, ganz zu sich her, sie zog seinen Kopf näher und flüsterte ihm hastig ins Ohr:

„Hier drinnen stimmt etwas nicht ... Die Totenscheine ... Die Verwandten ... Schau nach ... Ich kann hier nicht raus ... Du musst es nachprüfen, aber ...“

Sie brach mitten im Satz ab, blickte sich jetzt misstrauisch um, wie um sich zu vergewissern, dass sie allein im Zimmer waren.

„Und da habe ich was für dich aufgeschrieben!“ Sie deutete nervös auf die Nachttischschublade. Ignaz öffnete sie, sie war vollkommen leer bis auf einen handgeschriebenen Zettel.

„Was sind das für Namen, Elli? Lass dir Zeit. Wir sind ganz allein im Zimmer. Warum hast du die Liste geschrieben?“

„Die Liste ist ... wichtig.“ (S. 56)

Elli überreicht Ignaz eine handgeschriebene, fast unlesbare Namensliste, die laut Verfasserin von ungeheurer Bedeutung sein soll, weil hier im Krankenhaus äußerst verdächtige Dinge vor sich gingen.

Ignaz verschafft sich Zugang zur Registratur, nimmt Ellis Krankenakte an sich, steckt sie in einen Briefumschlag, adressiert diesen an sich selbst und steckt ihn in den Postausgang des Krankenhauses. Doch bevor er sich's versieht, wird er von einer bekittelten, arztähnlichen Gestalt mit einer Spritze betäubt.

Hubertus Jennerwein, Kommissar in dem schönen Kurort mit dem Doppelnamen, befindet sich zurzeit im Zug nach Hamburg, von wo aus er zu Urlaubszwecken nach Skandinavien weiterreisen will. Doch unerwartet erreicht ihn ein Anruf von Ursel, ihr Ignaz sei abgängig und sie bräuchte die Hilfe Jennerweins. Daraufhin

nimmt der Kommissar sogleich den nächsten Zug zurück in die Heimat.

Ursel öffnete den Kühlschrank und holte eine flache Pizzaschachtel heraus, die sie vorsichtig auf den Tisch legte und langsam öffnete. Jennerwein begriff nicht gleich. Dann weiteten sich seine Augen vor Schreck. Auf den ersten Blick schien es ein leckeres italienisches Carpaccio unter Glas zu sein, bei näherer Betrachtung war es ein Querschnitt durch einen menschlichen Hals. (S. 101)

Ursel zeigt Jennerwein das hauchdünne Carpaccio, das ihr zugesandt wurde und das, eingepresst zwischen zwei Glasplatten, just wie der Querschnitt durch einen menschlichen Hals aussieht und mutmaßlich von ihrem geliebten Ignaz stammt.

Am Abgrund lässt man gern den Vortritt ist der zehnte Roman aus der Reihe um Kommissar Hubertus Jennerwein, was Jörg Maurer für einen besonderen Clou nutzt.

Geschätzte Liebhaber der Grausamkeit, des Sadismus, der Abgeschmackt-

heit und der Qual, werte Anhänger der ungezügelter Mordlust, des Deckensturzes und des langsamen Versinkens im Sumpf!

Der Vorhang hebt sich zum nächsten Bravour-, Husaren- und Bubenstück von Kommissar Jennerwein, der nun schon zum zehnten Mal unbeirrt das Böse, das Nachtseitige und Dunkle im Alpenland bekämpft, der den Riss, der durch die Welt geht, unermüdlich zu kitten versucht. In diesen zehn Jahren der Jennerwein'sehen Odyssee wurde so emsig gegen die zehn biblischen Gebote verstoßen, dass es im zehnten Roman angebracht scheint, diese symbolisch hoch aufgeladene Zahl entsprechend zu würdigen. Aus diesem Grunde soll es ausschließlich zehnte Kapitel geben.

Denn gerade das zehnte Kapitel – dem einen oder anderen mag es beim Lesen von Kriminalromanen schon aufgefallen sein – ist in der Spannungsliteratur immer von zentraler Bedeutung. In Kapitel zehn werden die ersten Spuren zur Auflösung des Falles gelegt, dort pas-

siert stets Außergewöhnliches, Überraschendes, Fragwürdiges und Bedenkliches. (S. 5)

Tatsächlich hat dieses denkwürdige Werk ausschließlich zehnte Kapitel, wobei allerdings in die „0“ jeder „10“ eine kleine Nummer eingefügt ist, die von „1“ bis „70“ reicht, zuzüglich Vorwort, Nachspiel, Lobster und Bonusmaterial.

Allerdings belegt Jörg Maurer seine Theorie, dass das zehnte Kapitel in einem Spannungsroman stets den Kulminationspunkt darstellt, mit dem Kniff, jedes seiner Kapitel mit einem haarsträubenden Cliffhanger abzuschließen.

Auch an zu lösenden Verbrechen fehlt es nicht, da hier wenigstens vier voneinander unabhängig agierende Verbrecher am Werk sind: Einer foltert den Ruach; einer entführt den Ignaz; einer mordet im Krankenhaus; etc. etc., wobei die einzelnen Handlungsfäden perfekt aufeinander abgestimmt sind.

Nebenbei sorgt sich der Autor auch um die Bildung des Lesers, indem er ihn in regelmäßigen Abständen mit wissenswerten Informationen über Gott und die Welt ver-

sorgt – wobei allerdings der Übergang von unbezweifelbar wahren über möglicherweise korrekte bis definitiv erlogene Behauptungen fließend ist. Hier folgt ein kleines Beispiel, das wahr sein mag oder auch nicht.

Die Technik der ausgeschnittenen Buchstaben beim Erpresserbrief, die bis vor dreißig Jahren noch praktiziert wurde und in den achtziger Jahren als topmodern galt, ist in Wirklichkeit über hundert Jahre alt und geht auf die Expressionisten und Dadaisten zurück, die ihren Forderungen mit den bekannten plakativ in Szene gesetzten Buchstaben Nachdruck verliehen:

ZAHL

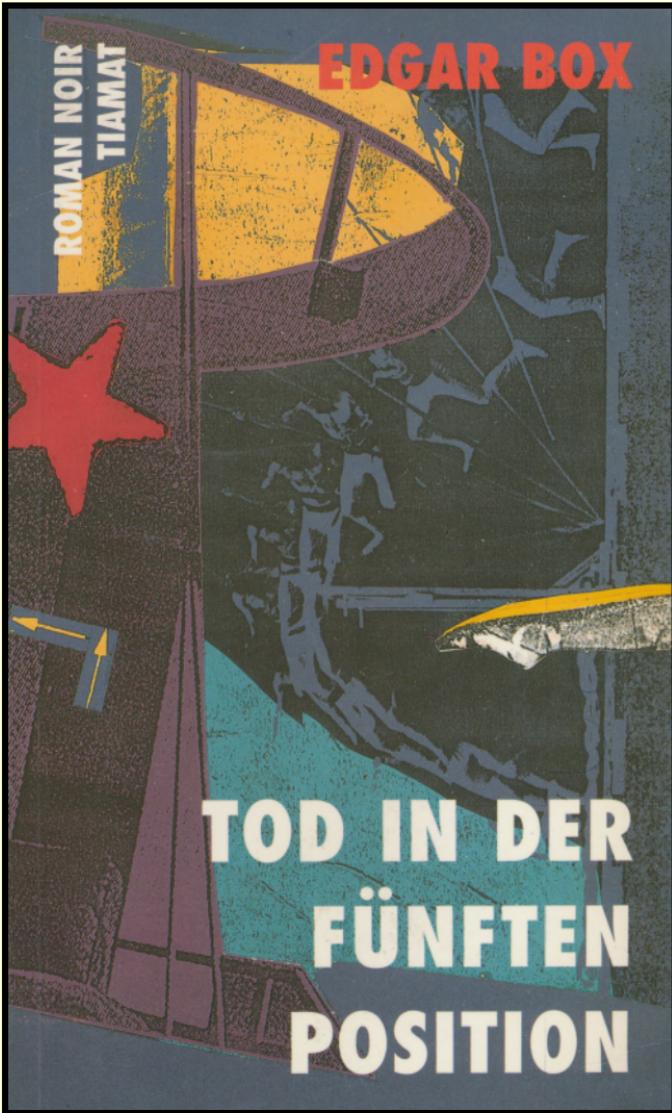
ODER

STIRB!

So jedenfalls stand es 1916 auf einer Tafel im Restaurant vom Züricher Cabaret Voltaire. (S. 101f)

Als Fazit wäre zu konstatieren, dass sich *Am Abgrund lässt man gern den Vortritt* durch eine außergewöhnlich abwechslungs-

lungsreiche Handlung und einen vorzüglichen ironischen Erzählstil auszeichnet.



*Box, Edgar: Tod in der fünften Position

**Edgar Box [Eugene Luther Gore Vidal,
geb. Eugene Louis Vidal, 1925–2012]**

*Peter Sargeant 1: Tod in der fünften
Position*

(Death in the Fifth Position, 1952)

Edition Tiamat (PB 176 S./DM xx)

**Aus dem Amerikanischen von Gesa
Gross**

Berlin 1990

Genre: Krimi

„Ich hätte Sie gern für den Rest der Spielzeit – der New Yorker Saison. Sie sollen unsere gesamte Public Relations-Arbeit übernehmen, abgesehen von dem Routinekram, den unser Büro automatisch erledigt – na, das Verschicken von Starfotos und so weiter. Sie haben sich um die Presse, um die Kritiker und so weiter zu kümmern... aufzupassen, daß wir nicht madig gemacht werden.“

„Warum meinen Sie, es könnte Sie einer madig machen?“

Dies war der psychologisch günstige Augenblick für eine gezielte Frage.

„Die Plakatmänner“, seufzte Mr. Washburn. Er war ein großer, schwerer Mann; der kahle, rosige Schädel glänzte wie gebohntert. Seine Augen waren grau und ruhelos: ganz so wie es gewisse Psychologen von einem Ehrenmann verlangen, in der Überzeugung, nichts sei typischer für einen Gauner als ein gerader, standhafter Blick.

Endlich verstand ich ihn. „Ach, Sie sollen so eine Art Streikposten vors Haus kriegen, ja?“ (S. 7f)

„I want you for the rest of the season, the New York season. You are to handle all our public relations, except for the routine stuff which this office does automatically: sending out photographs of the dancers and so on. Your job will be to work with the columnists, that kind of thing ... to see we're not smeared.“

„Why do you think you might be smeared?“ The psychological moment had come for a direct question.

„The pickets,“ said Mr. Washburn with a sigh. He was a tall heavy man

with a bald pink head which glittered as though it had been waxed; his eyes were gray and shifty: as all honest men's eyes are supposed to be according to those psychologists who maintain that there is nothing quite so dishonest as a level, unwavering gaze.

I finally understood him. „You mean you are going to be picketed?“

Peter Sargeant war früher bei der Zeitung „New York Globe“ als Journalist tätig, bevor er sich als Presseagent selbstständig machte. Eben hat er einen lukrativen Auftrag an Land gezogen: Ivan Washborn, Impresario des Grand Saint Petersburg Ballet, das in Kürze in der Metropolitan Opera mit „Sonnenfinsternis“ eine Premiere feiern wird, hat ihn längerfristig engagiert. Sargent soll nicht nur für eine gute Presse sorgen, sondern auch die „Plakatmänner“ fernhalten: Eine Veteranenvereinigung hat nämlich angekündigt, jede Vorstellung zu stören, solange sich dort der als Kommunist verschriene Regisseur Jed Wilbur staatsfeindlicher Umtriebe schuldig macht. Dass dieser abstreitet, jemals Kommunist gewesen zu

sein oder auch nur mit diesen Unpatrioten sympathisiert zu haben, tut in der McCarthy-Ära nichts zur Sache; ein Verhör vor dem bekannten Senate Internal Security Subcommittee steht Wilbur ohnedies bevor.

Ein Telegramm des United Veterans Committee verheißt jedenfalls nichts Gutes.

Ivan Washburn Direktor Grand Saint Petersburg Ballet Metropolitan Opera House New York City: Haben Grund zur Annahme Komma daß Jed Wilbur Mitglied der KP ist und daß zum Schutz unserer Gesellschaftsordnung und jener Ideale Komma die uns einst in der Wildnis zur Nation geschmiedet haben Komma Kunstschaffende seines Schlages nicht geduldet werden dürfen Stop Sollten Sie unserer Bitte nicht nachkommen Komma sehen wir uns gezwungen Komma bei jeder Vorstellung Plakatdemonstrationen zu veranstalten Stop In einer wahren Demokratie ist kein Raum für Meinungsverschiedenheiten Komma wenn es um die große Sache geht Stop Herzlichst Abner S. Fleeer Sekretär. (S. 9)

To Ivan Washburn Director Grand Saint Petersburg Ballet Company Metropolitan Opera House New York City: WE HAVE REASON TO BELIEVE THAT JED WILBUR IS A MEMBER OF THE COMMUNIST PARTY AND THAT COMMA TO PROTECT OUR CHERISHED WAY OF LIFE AND THOSE IDEALS WHICH SO FINELY FORGED A NATION OUT OF THE WILDERNESS COMMA THE SUBVERSIVE WORK OF ARTISTS LIKE WILBUR SHOULD BE BANNED PERIOD SHOULD YOU DISREGARD THIS PLEA TO PROTECT OUR AMERICAN WAY WE WILL BE FORCED TO PICKET EVERY PERFORMANCE OF SAID WILBUR'S WORK PERIOD IN A TRUE DEMOCRACY THERE IS NO PLACE FOR A DIFFERENCE OF OPINION ON GREAT ISSUES CORDIALLY ABNER S. FLEER SECRETARY.

Sargeant verspricht eifrigste Tätigkeit, ist sich aber insgeheim darüber im klaren, dass sich jede Art von Aufmerksamkeit, auch negativ scheinende, auf die Besucherzahlen positiv auswirkt.

Ansonsten ist Sargeant nicht gerade ein großer Bewunderer der Ballettkunst, wenn er auch sehr wohl Erfahrungen als Theaterkritiker hat.

Ballett war mir bis zu meiner Unterredung mit Ivan Washburn ziemlich gleichgültig gewesen, und seit der Zeit, als ich für Milton Haddock vom *New York Globe* Theaterkritiken schrieb, habe ich nichts mehr damit zu tun gehabt. Außerdem gehörte das Ballett damals in das Ressort des Musikkritikers, und da ich neben meiner eigenen Arbeit noch die von Haddock zu erledigen hatte, blieb mir ohnedies zwischen halb neun und elf wenig Zeit für solche Dinge. Haddock ist, weiß Gott, ein guter Kritiker und ein noch besserer Mensch, und es ist eine Tatsache, daß seine Kritiken im *Globe* höher geschätzt wurden als alle anderen. Warum auch nicht – von 1947 bis 1949 habe ich sie schließlich fast ausnahmslos selber geschrieben, bis ich dann im letztgenannten Jahr vom *Globe*, wie wir bei der Armee sagten, ‘versprengt wurde’. Ich will damit

nicht etwa sagen, Mr. Haddock, der schon Theaterkritiken schrieb, als ich noch in den Windeln lag, hätte es nicht genausogut gekonnt wie ich... aber jeder Leistung, der ein gehöriges Maß von Scotch Whisky vorausgeht, sind Grenzen gesetzt, besonders wenn er direkt aus der Pulle ohne Wasser und Eis getrunken wird, sei es in der Abgeschiedenheit des Büros oder, wenn wir im Theater waren, aus einem Taschenflacon; er saß gewöhnlich in der fünften Reihe, direkt am Gang, und ich unmittelbar hinter ihm – mit der Anweisung, ihn in den Rücken zu knuffen, wenn er zu laut schnarchte. (S. 10f)

Until my interview with Ivan Washburn I could take ballet or leave it alone and since in earlier days I was busy writing theater reviews for Milton Haddock of the New York Globe, I left it alone: besides, the music critic always handled ballet and what with doing Mr. Haddock's work as well as my own I had very little time for that sort of thing, between eight-thirty and eleven any-

way. Mr. Haddock, God knows, is a fine critic and a finer man and it is a fact that his reviews in the Globe were more respected than almost anyone else's; they should have been since I wrote nearly all of them between 1947 and 1949 at which latter date I was separated from the Globe, as we used to say in the army. Not that I am implying Mr. Haddock, who was writing about the theater the year I was born, couldn't do just as well as I did ... he could, but there is a limit to the amount of work you can accomplish on Scotch whisky, taken without water or ice, directly from the bottle if he was in the privacy of his office or from a discreet prohibition flask if we were at the theater: he on the aisle fifth row from the stage and I just behind him in the sixth row, with instructions to poke the back of his neck if he snored too loud.

Während sich Sergeants Sekretärin Miss Flynn, eine harsche Dame mittleren Alters, um die übrigen Kunden der Einmannfirma kümmert, lernt Sergeant die wichtigsten

Personen des Balletts kennen. Da wäre einmal der große junge Star Ella Sutton; dann ihr männlicher Gegenpart, der attraktive und für einen Tänzer recht groß und kräftig gebaute Louis Giraud; der Dirigent Miles Sutton, Ehemann von Ella; Jane Gardner, Ellas Zweitbesetzung; Anna Eglanova, die gealterte Diva, die ihre Position mit Zähnen und Klauen verteidigt; und Aljoscha Rudin, Eglanovas greiser Verehrer und früherer Ehemann.

Binnen kurzem hat Sergeant gelernt, Louis vorsichtshalber aus dem Weg zu gehen.

Louis sah mich an und grinste. „Sag mal, Baby, warum spielst du hier die Unschuld vom Lande?“

Ich maß die Entfernung von meinem Stuhl zur Tür; zwei lange Schritte oder ein Sprung, kalkulierte ich kühl. „Wie meinen Sie das?“ fragte ich und erhob mich langsam mit einer Unschuldsmiene, die Tom Sawyer alle Ehre gemacht hätte. Aber er war doch schneller als ich. Ich machte einen Satz zur Tür, aber er war eher da. Es war ein lächerlicher

Augenblick. „Lassen Sie die Scherte, Louis“, knurrte ich, als er handgreiflich wurde. Wir spielten einen Augenblick Haschen, dann packte er mich wie ein Boxer seinen Gegner im Clinch. Wir versuchten beide, jedes Geräusch zu vermeiden, wenn auch aus verschiedenen Gründen.

Sein Handtuch war heruntergefallen, und ich überlegte, ob ich den alten Knietrick anwenden sollte. Ich entschloß mich, zum Wohle der Truppe es bleiben zu lassen. Washburn würde mich hinauswerfen. Statt dessen sagte ich sehr ruhig: „Wenn Sie mich nicht loslassen, werde ich Ihnen jeden Zeh einzeln brechen.“ Und damit setzte ich, vorerst noch milde, meinen harten Lederabsatz auf seinen linken Fuß. Das wirkte, und ich entwischte schwer atmend durch die Tür. (S. 19f)

Louis looked at me and grinned. „Hey, why're you trying to fool me, Baby?“

I measured the distance from my chair to the door: two long steps or one broad jump, I decided coolly. „Who's

trying to fool you?" I asked, getting up slowly with a look of innocence which would have done credit to Tom Sawyer. He was too quick for me, though. I made a leap for the door but he got there first. It was a very silly moment.

„Now, look here, Louis," I said as he made a grab for me. We played tag a moment and then he grabbed me, holding me the way a boxer holds another boxer in a clinch and both of us trying not to make any noise, for different reasons. I wondered whether to knee him or not; the towel had fallen off. I decided against it for the good of the company. I would be fired if I did. On the other hand I was in danger of being ravished; I couldn't move without seriously injuring him and, on the other hand, I couldn't stand like this forever pressed against his front while he fumbled and groped with his one free hand, embarrassing me very much. He smelled like a horse. Controlling myself with great effort I said in a very even and dignified voice, „If you don't let go of me, I will break every one of your toes." And with

that, fairly gently, I put one hard leather heel on top of his left foot. He jumped at that and, breathing hard, I slid out the door.

Dann naht spannungsvoll der Abend der Premiere.

Vom künstlerischen Standpunkt aus war die Vorstellung ein Erfolg, jedenfalls nach den Kritiken am nächsten Tag. Beide, Martin von der *Times* und Terry von der *Tribüne*, hielten *Sonnenfinsternis* für ein triumphales modernes Werk, rühmten Wilbur, lobten Suttons Interpretation der Musik von Bartók, den Bühnenbildner, Louis und vor allen anderen die Ballerina Ella Sutton, die nach Meinung beider Kritiker noch nie so gut gewesen war: eine ihrer Kunst bis zum letzten Atemzug hingeebene Tänzerin, denn als das Kabel in fünfzehn Meter Höhe riß, gab sie keinen Laut von sich, sondern fiel in der fünften Position mit einem lauten Krachen genau im Takt auf die Bühne. (S. 22f)

Artistically, everything went off quite well, according to the critics the next day. Both Martin of the *Times* and Terry of the *Tribune* thought *Eclipse* a triumphant modern work, praising Wilbur, Sutton's interpretation of the Bartok music, the set designer, Louis and, above all, the ballerina Ella Sutton who, they both felt, gave her finest performance: a dedicated artist to the very end for, when the cable broke thirty odd feet in the air, she maintained complete silence as she fell in fifth position onto the stage with a loud crash, still on beat.

Ella, die laut Regie an einem Drahtseil in luftigen Höhen schweben sollte, stürzt mitten in der Premiere zu Tode, was natürlich eine journalistische Sensation darstellt und das Stück auf jede Titelseite bringt.

Das verdrillte Drahtseil war bis auf einen einzigen Strang durchgeschnitten worden, weshalb der herbeigeeilte, ein wenig enstirnige Inspector Anthony Ignatius Gleason messerscharf auf Mord befindet. Die Frage ist nur, wer war zu dieser grausigen

Tat fähig? Sargeant hat zufällig einmal mit angehört, wie Miles Sutton seiner Frau Ella drohte, sie umzubringen. Jane Gardner, die jetzt zur Erstbesetzung aufrückt, hätte natürlich ein wundervolles Motiv. Und die halbblinde Eglanova, in deren Papierkorb Sargeant eine Drahtschere findet, die mit guter Wahrscheinlichkeit das Corpus Delicti darstellt, hätte auch Gründe gehabt, sich ihrer schärfsten Konkurrentin und potentieller Nachfolgerin zu entledigen.

Immerhin hat Sargeant soviel Anstand, die Drahtschere an sich zu nehmen und in den Werkzeugkasten des Hausmeisters zu legen, wobei er aber vergisst zu berücksichtigen, dass sich darauf seine Fingerabdrücke befinden könnten.

Sargeant spürt eine detektivische Begabung in sich aufsteigen und befragt Jane so intensiv über den Fall, dass sie ihm in jeder Beziehung zu Willen ist.

„Kam sie mit Louis gut aus?“ fragte ich, mit meinen Lippen so dicht an ihrer Wange, daß ich die Wärme meines eigenen Atems spürte.

„Ich glaube nicht, daß sie bei ihm irgendwelche Zicken machen konnte. Er ist genauso eitel wie sie, aber dabei immer nett. Louis mögen alle. Er stopft sich aus, wissen Sie?“

„Er macht was?“

„Sie wissen schon. Es heißt... na also, es ist nicht alles echt bei ihm. Im Trikot, meine ich.“

„Nein, das stimmt nicht“, widersprach ich im Gedenken an mein Rencontre mit dem Glamourboy des Balletts.

„Sie auch?“ Sie saß plötzlich kerzengerade.

„Was heißt – ich auch?“

„Hat er... ist er hinter Ihnen her gewesen?“

„Naja, er wollte. Aber ich war dagegen.“ Und ich erzählte ihr die Geschichte.

Sie war ziemlich skeptisch. „Er hat jeden Jungen in der Truppe gehabt... sogar diejenigen, die mehr für Mädchen sind... ich vermute, er ist unwiderstehlich.“

„Ich habe widerstanden.“

„Aha. Ja, dann...“ Dann war es soweit.
(S. 28f)

„Did she get on with Louis?“ I asked, my lips so close to her cheek that I could feel the warmth of my own breath come back to me.

„I don't think he ever let her get away with anything. He's just as vain as she was only in a nice way. Everybody likes Louis. He pads, you know.“

„He what?“ „You know ... like a falsie: well, they say he wears one, too, when he's in tights.“

„Oh, no, he doesn't,“ I said, remembering my little tussle with the ballet's glamour boy.

„You, too?“ She sat bolt upright.

„Me too what?“

„He didn't ... go after you, too, did he?“

„Well as a matter of fact he did but I fought him off.“ And I told her the story of how I had saved my honor.

She was very skeptical. „He's had every boy in the company ... even the

ones who like girls ... I expect he's irresistible."

„I resisted."

„Well ..." And then it began.

Sargeants Ermittlungseifer wird jetzt noch dadurch beflügelt, dass er seine Jane um jeden Preis von jedem Verdacht reinwaschen will.

Edgar Box alias Gore Vidal, der große amerikanische Romancier, hat mit *Tod in der fünften Position* einen fulminanten Krimi voller Witz, Spannung und Dramatik geschaffen, der ein einziges Lesevergnügen darstellt.

Insbesondere wirft der Roman ein brillantes Schlaglicht auf News Yorks Ballett-Szene, in der sich Gore Vidal, anders als sein Held Peter Sargeant, doch ziemlich gut ausgekannt haben musste. Vidal brachte es nämlich fertig, sowohl sich einerseits davon zu distanzieren, homosexuell zu sein, als auch Schwule als „Fags“ zu diffamieren und andererseits zu behaupten, mit dem als strikt hetero bekannten und als Tänzer berühmten Fred Astaire (Frederick Austerlitz, 1899–1987) geschlafen zu haben. Nun, Gore

wird schon gewusst haben, warum es im Amerika der fünfziger Jahren besser war, diesen Roman unter Pseudonym zu veröffentlichen.

Als Beweis für die große Erzählkunst des Autors sei der zweite unvermutete Todesfalls des Romans, Miles Sutton betreffend, angeführt.

„Großer Gott!“ Einen einzigen Blick warf Mr. Washburn auf den Leichnam von Miles Sutton und floh aus dem Zimmer. Wir konnten hören, wie er sich in der Toilette erbrach. Ich fühlte mich auch nicht besonders, aber ich habe im Krieg allerhand gesehen; außerdem bin ich kein nervöser Typ... und trotzdem fing der viele Sekt, den ich getrunken hatte, beim Anblick Suttons an, in meinem Magen zu revoltieren. Es war grauenhaft. Sutton war über dem Gasherd zusammengebrochen; die Arme hingen rechts und links herunter und die Beine waren unter seinem Körper auf absurde Weise verhakt.... Er war ein großer Mann, und der Herd reichte ihm nicht bis zum Gürtel. Aber das

scheußlichste war sein Kopf. Sutton war so gefallen, daß er mit dem Kinn an einem Gasbrenner auf dem Herd hängen geblieben war, was an und für sich nicht so schlimm gewesen wäre, hätte nicht das Gas gebrannt. So aber sah sein Kopf aus wie ein formloser Klumpen aus schwarzem Teer. Der beißende Geruch von versengtem Haar und verbranntem Fleisch erfüllte den Raum. (S. 85f)

„Oh, my God!” And Mr. Washburn, after one look at the body of Miles Sutton, hurried out of the room. We could hear him vomiting in the bathroom. I didn't feel so good myself but I have a strong stomach and I have seen a lot of things in my time, during the war, and I'm not easily upset ... even so all the wine I had drunk that night at the party turned sour in my belly as I looked at Miles Sutton. It was one of the damndest things I have ever seen. He was slumped over a gas stove, his arms hanging at his sides and his legs buckled crazily under him ... he was a tall man and the stove didn't come up to his waist. But

the horrible thing was his head. He had fallen in such a way that his chin had got caught in one of the burners on top of the stove ... which might not have been so bad except for the fact that the gas had been lit and his hair, his beard and the skin of his face were burned until now his head resembled a shapeless mass of black tar. The room was full of the acrid odor of burnt hair and flesh.

Das ist schon ein starker Tobak, aber Vidal versteht es, diesem Effekt noch eins draufzusetzen. Washburn äußert angesichts der Leiche des Hauptverdächtigen dem Inspector gegenüber, dass der Fall hiermit wohl abgeschlossen sei, was natürlich in seinem ureigensten Interesse liegt, da sonst das nächste Gastspiel in Chicago gefährdet wäre.

„Ich gehe davon aus, daß Sie schlüssige Beweise gegen ihn hatten. Da er nun tot ist... Selbstmord oder Unfall, niemand weiß, woran er starb... Tatsache bleibt, daß ein Mann starb, kurz bevor er wegen Mordes verhaftet werden soll-

te, und damit ist der Fall... Allmächtiger, da!“

Washburn sprang mit einem Satz zurück, wir anderen fuhren herum und starrten die Gestalt auf dem Fußboden an. Das Laken, das sie bedeckte, hatte an dem noch glimmenden Kopf Feuer gefangen, und eine Flamme wuchs auf wie eine vom Wind bewegte gelbe Narzisse. Ich habe nicht abgewartet, wie sie gelöscht wurde; ich bin, so schnell ich konnte, Mr. Washburn gefolgt, der wie blind die Treppen hinabrannte und auf die Straße stürzte. (S. 92)

„I presume that you had a case against him. Now that he is dead ... suicide, accident, who knows how he died? ... the fact remains that a man about to be arrested for a murder has died and so the case ... Oh, Lord, look!“ Mr. Washburn leaped back and we all turned to stare at the figure on the floor. The sheet which covered him had caught fire from the still smoldering head and a yellow flame, like a daffodil in the wind, blossomed on the

white sheet. I was not there, however, to see it put out; I had followed, as quickly as I could, Mr. Washburn's blind dash down the stairs to the street outside.

Stella Blómkvist

Das ideale Verbrechen

Ein Island-Krimi

btb



Stella Blómkvist []

Stella Blómkvist 2: Das ideale Verbrechen
(Morðið í Sjónvarpinu, 2000)

btb 73 439 (TB 224 S./€ 9,00)

München 2005

Aus dem Isländischen von Elena Teuffer

Genre: Krimi

„Der Verfasser hat keinen einzigen Stern verdient“, antwortet die Kritikerin und bebt vor Aufregung.

„Das wär’s also“, sagt die Blondine mit krächzender Stimme. Sie lächelt, um ihre plötzliche Stimmlosigkeit zu entschuldigen. Guckt in die Kameralinse wie in einen Spiegel, in dem sie sich in narzisstischer Selbstverliebtheit betrachtet.

Dann hebt sie das Glas wieder an die Lippen und trinkt. Sie nimmt ein paar kräftige Schlucke, als ob sie tagelang keine Flüssigkeit bekommen hätte. Leert das Glas zur Hälfte. Versucht wieder, die Zuschauer anzulächeln und zu zeigen, dass alles völlig in Ordnung ist.

Das Lächeln gefriert.

Das Gesicht der Blondine erstarrt. Sie presst sich die Hände auf die Brust. Der Mund ist weit offen, als ob sie unter größter Anstrengung versuchen würde, Luft zu bekommen, es aber nicht schafft. Sie starrt mit weit aufgerissenen Augen und leerem Blick direkt in die Kamera.

Ich fühle mich unwohl auf meinem Sofa. Irgendwie ist es besonders unangenehm, in diese großen, starren Augen auf dem Bildschirm zu sehen, ohne helfen zu können. Sie wird doch wohl nicht mitten in einer Live-Sendung den Löffel abgeben?

Der Blondine fällt das Glas aus der Hand. Es landet auf dem Tisch. Das Wasser spritzt in alle Richtungen, während sie langsam vornüber auf die Tischplatte kippt.

Die Kritikerin springt auf und beugt sich kreischend über sie. Ruft immer wieder etwas, das niemand versteht. Stößt die Blondine ein paar Mal an, aber sie scheint völlig außer Gefecht zu sein. Plötzlich verschwinden beide von der

Mattscheibe. Als Nächstes erscheint eine wohl bekannte Mitteilung:

„Pause – wir bitten um Entschuldigung.“ (S. 9)

Die erfolgreiche Anwältin Stella Blómkvist lebt leider nicht ganz vorbildlich: Einerseits reißt sie gerne Männer in Striplokalen für einen One-Night-Stand auf, und andererseits ist sie unverhältnismäßig dem Whisky ergeben. Für Literatur interessiert sie sich eigentlich weniger, aber trotzdem schaut sie sich eine Sendung im Fernsehen an, in der die junge blonde Moderatorin Hallgerdur mit der älteren Literaturkritikerin Steinunn diskutiert. Doch nach einem Schluck aus einem Wasserglas, das von einer Assistentin namens Ásta gereicht wurde, fällt Steinunn unvermutet tot um.

Der Verdacht fällt natürlich sofort auf Ásta, die wiederum Stella einschaltet, ihr aus der Bredouille zu helfen. Bedauerlicherweise ist die Polizei an ein Video gelangt, das Ásta und Steinunn im Bett zeigt, was allerdings den Verdacht wohl eher auf Steinunns Ehemann Kalli lenken sollte. Ásta jedenfalls beteuert Stella gegenüber, dass

sie zwar ihre Affäre mit Steinunn beenden wollte, aber nicht auf diese drastische Art und Weise.

Nebenbei rettet Stella auch eine junge, weder des Isländischen noch des Englischen mächtige Philippinin aus den Klauen eines brutalen Zuhälters.

Das ideale Verbrechen ist ein unterhalt-samer Krimi um eine toughe Anwältin. Die zwölfteilige Romanreihe wurde in Island in eine sechsteilige Fernsehserie umgesetzt.

ANDREAS
FÖHR

SPIEGEL
Bestseller-
Autor



Unterm
Schinder

KRIMINALROMAN



KNAUR*

***Föhr, Andreas: Unterm Schinder**

Andreas Föhr [1958–]

Wallner & Kreuthner 9: Unterm Schinder
Knaur (PB 384 S./€ 14,99)

München 2021

Genre: Krimi

Er lüftete den Deckel ein wenig. Der Stoff zuckte kurz, dann schlüpfte er wie ein flinkes Tier in den Innenraum der Truhe. Kreuthner stemmte den Deckel ganz auf und ließ die Taschenlampe nach unten strahlen. Wie er jetzt sehen konnte, gehörte der Stoff zu einem Schal, der unordentlich auf einem roten Pullover lag, daneben, an der weißen Plastikwand der Truhe, ruhte eine Hand mit lackierten Fingernägeln, in der Ecke blickte der dazugehörige Kopf mit offenem Mund nach oben, eine schwarze Hornbrille hing quer über dem Gesicht. Es war das Gesicht einer Frau um die vierzig, gepflegt und dezent geschminkt. Selbst mit schiefer Brille hatte sie noch Stil, und es hätte ausgesehen wie die Szenerie für eine extravagante

Brillenwerbung, wäre da nicht dieses
Einschussloch in der Stirn gewesen.
(S. 26f)

Polizeiobermeister Leonhardt Kreuthner und Polizeianwärterin Lisa befinden sich im auffälligen Haus von Max Pirkel, der nach Angaben von Kreuthners verstorbener Mutter sein Vater sein sollte, was Pirkel aber stets verbissen leugnet. Eigentlich wollte Kreuthner nur mit Hilfe eines Spezis eine Show abziehen, um Lisa zu beeindrucken, ist aber unversehens in eine lebensgefährliche Schießerei geraten, bei der sein Kontrahent unerkant entkommen konnte.

Bevor nun die von Lisa herbeigerufene Verstärkung eintrifft, untersuchen die beiden Polizisten das Haus, wobei Kreuthner in einer nicht angeschlossenen Tiefkühltruhe die Leiche von Carmen Skriba, der Hausbesitzerin und Vermieterin, entdeckt. Pirkel kann sie nicht dort platziert haben, denn dieser liegt mit endstadionärem Gehirntumor im Krankenhaus.

Wie Kommissar Clemens Wallner, den man so etwas wie einen Freund des wenig vorschriftenfreudigen Kreuthners nennen

könnte, feststellt, wurde Carmens Ehemann Gerald vor zwei Jahren auf ebendieselbe Art und Weise ermordet, nämlich durch einen perfekt platzierten Schuss in die Stirn. Wallner würde auf denselben Täter schließen, säße nicht Gerald's Mörderin, die kratzbürstige Jennifer Wächtersbach, immer noch im Gefängnis.

Wallner schließt nicht aus, dass Jennifer unschuldig verurteilt wurde und will sie deshalb befragen. Der zuständige, leider ziemlich arrogante Staatsanwalt Jobst Tischler sieht Wallners diesbezügliche Aktivitäten gar nicht gerne, könnten sie doch dazu führen, dass Tischler eines Justizirrtums bezichtigt werden könnte. Aber Wallner weiß ihm durchaus Kontra zu geben.

„Ich sag Ihnen, was ich meine: Ich werde die Ermittlungen so führen, wie ich es immer tue und wie es das Gesetz vorsieht – ergebnisoffen.“

„Die Ermittlungen, die im Übrigen *ich* leite.“

„Ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie mir Vorgaben machen wollen, was bei der Sache herauszukommen hat.“

Falls ja, erbitte ich schriftliche Weisung.“

Jetzt war es an Tischler, Wallner eine Weile anzusehen. Es brodelten einige Dinge in ihm, die Wallner ins Gesicht zu sagen sich nicht empfahl, jedenfalls nicht, bevor er sich den Wortlaut genau überlegt hatte. (S. 46)

Der umtriebige Polizeiobermeister Leonhardt Kreuthner und Wallners neunzigjähriger, auf einen dritten, drogeninduzierten Frühling hoffender Großvater Manfred sorgen für ein wenig Humor, aber im großen und ganzen ist *Unterm Schinder* ein solider Krimi. Andreas Föhrs angenehmer Stil und die glaubhaft wirkende Handlung machen die Lektüre des Romans zu einem durchgehenden Vergnügen.

Der eigentümliche Titel kommt von einer Hütte, die unter dem Berg „Schinder“ liegt.



Kira Licht [1980–]

A Spark of Time 1: Rendezvous auf der Titanic

One (PB 460 S./€ 18,00)

Köln 2024

Genre: Phantastik

„Ich organisiere zurzeit eine Ausstellung mit dem Titel *Schmuckstücke, die Geschichte schrieben*.“ Mrs Fortune wirkte verärgert über Dads barsche Fragen. „Es geht hier nicht um Stücke aus Museen. Ich möchte auch die persönliche Geschichte einer Familie darstellen. Sämtliche Erlöse, also die der Gala zur Eröffnung und die des Eintrittskartenverkaufs, werden Hilfsorganisationen hier in New York gespendet. Natürlich möchte ich als Organisatorin auch mit der Geschichte meiner Familie vertreten sein. Mit der Geschichte *unserer Familie*“, korrigierte sie sich hastig und sah kurz zu ihrem Mann.

„Mein Vorfahre John Fortune erbte als Bruder von Mark Fortune einen großen Teil seines Vermögens“, ergänzte Mr Fortune, seine Miene zeigte keine Ver-

ärgerung. „Mark ist 1912 beim Untergang der Titanic gestorben, von ihm gibt es keine Erinnerungsstücke. Aber seine Tochter Ethel überlebte das Unglück, und ihre Kette ist so ein besonderes Stück, so außergewöhnlich, dass ich weiß, dass sie noch irgendwo da draußen sein muss. Ich glaube ganz fest daran.“ (S. 27f)

Lilly deGray und ihr Vater führen in New York eine Antiquitätenhandlung und sind bekannt dafür, seltene verschwundene Wertgegenstände wieder aufzutreiben. Daher wenden sich Mary und Hamish Fortune an die deGrays mit der Bitte, eine außergewöhnliche Halskette eines Vorfahren von Hamish wiederzubeschaffen.

Es stellt sich heraus, dass der letzte gesicherte Ort des Schmuckstücks die „Titanic“ war. Normalerweise würden die deGrays diesen gefährlichen Auftrag ablehnen, aber der Vater wird wegen großer Spielschulden bei dubiosen Verleihern mit dem Leben bedroht. So macht sich Lilly auf die Reise.

Ich umarmte Dad ein letztes Mal, dann machte ich ein paar Schritte weg von ihm. Die Magie brauchte Platz, doch die Kleiderkammer war groß genug. Die Henkel meiner Reisetasche schienen sich in meine Handfläche zu bohren, als ich mit den Fingern nach dem Holzkreuz um meinen Hals tastete. Ich drückte hintereinander an den richtigen Stellen, und schon fiel das kleine Zahnrad aus seinem Versteck.

Ich betrachtete es kurz auf meiner Handfläche, bevor ich es durch eine leichte Bewegung an seinen Platz schob. Jetzt berührten drei Zacken des Zahnrads die drei winzigen Muttermale auf meiner Handfläche.

Diese Verbindung war essenziell wichtig. Das Metall brannte auf meiner Haut, und sofort spürte ich, wie die Magie mich durchströmte. Es war ein Kribbeln, das sich in meinem ganzen Körper ausbreitete. (S. 82f)

Mit Hilfe eines winzigen Zahnrädchens, das Lilly in einem Holzkreuz versteckt hat, kann sie durch die Zeit reisen – und schon ist sie

auf dem Weg zur letzten Fahrt der „Titanic“. Was sie nicht weiß, ist die Tatsache, dass der Auftrag der Fortunes eine Falle ist, die ihnen von ihrem Erzfeind Dannen Ruby gestellt wurde, um Lilly auf die „Titanic“ zu locken und ihr dort das Zahnrad zu stehlen.

Rendezvous auf der Titanic ist ein unterhaltsamer und origineller phantastischer Roman. Das abrupte Ende weist darauf hin, dass eine Fortsetzung zu erwarten ist.

HELDINNEN & HELDEN

Vorbilder
und Idole
von der Antike
bis heute



NA

LOK SCHUPPEN
ROSENHEIM

Siebo Heinken, Hrsg.

***Heldinnen & Helden. Vorbilder und Idole
von der Antike bis heute***

Nünnerich-Asmus (HC 272 S./€ 29,90)

Oppenheim 2024

Buchgestaltung: Andreas Blum

Genre: Sekundärliteratur

Die Idee einer Ausstellung über Heldentum im Lokschuppen entstand in der ersten Zeit der Coronapandemie, als die Zeitungen voll waren von Meldungen über Alltagsheldinnen und -helden. Und als die Frage aufkam, ob sie – etwa als Pflegekräfte in der Medizin – nicht nur Applaus verdienten, sondern vor allem besser bezahlt werden müssten. Überdies schwemmt Superheldinnen und -helden in die Kinos. In einer Zeit, die von vielen Menschen als beängstigend und bedrohlich wahrgenommen wird, scheint die Sehnsucht nach solchen Figuren groß.

Eine Gruppe von Kuratoren und das Team des Lokschuppens machten sich auf die Spurensuche: in der Literatur, dem Film, der Geschichte, in der aktuel-

len Forschung und in vorangegangenen Ausstellungen wie im LWL-Industriemuseum in Hattingen. Vor allem beschäftigte uns die Frage: Wer ist denn nun ein Held oder eine Heldin, und was macht eine Heldentat aus?

Fast zwei Jahre später sind wir der Antwort in einer Vielzahl von Sichtweisen und Facetten nähergekommen – und ihr dennoch so fern wie zu Beginn. Um ein paar Erkenntnisse sind wir aber reicher: dass des einen Held des anderen Nemesis ist; dass die Antwort „meine Mutter“ genauso ihre Berechtigung hat wie „Superwoman“; und dass alle Heldinnen und Helden etwas gemeinsam haben: die Fähigkeit, andere zu begeistern, in ihren Bann zu ziehen – und als Vorbild zu dienen. Nie für alle, aber immer für diejenigen, die eine bestimmte Person zum Held erklären. Das macht es so einfach und so kompliziert zugleich. (S. 5, „Sehnsucht nach Vorbildern“ von Dr. Jennifer Morscheiser, Leiterin des Lokschuppens Rosenheim, & Siebo Heinken, Herausgeber des Begleitbuches)

Vom 8. März bis zum 15. Dezember 2024 findet im Lokschuppen Rosenheim – Rathausstraße 24, 83022 Rosenheim – die Ausstellung „Heldinnen & Helden“ der Veranstaltungs+Kongress GmbH Rosenheim statt, organisiert von dem Team Lokschuppen unter Leitung von Dr. Jennifre Morscheiser

Die Ausstellung soll das namensgebende Thema, das zur Zeit der Corona-Epidemie eine besondere Bedeutung gewann, von allen Seiten beleuchten. Siebo Heinken hat dazu das vorliegende Begleitbuch herausgegeben, das sich folgenden Themen widmet:

Was ist ein Held, wer ist eine Heldin? Wodolymyr Selenskyj, Superwoman oder Greta Thunberg? Eine Annäherung an ein heikles Thema. Von Siebo Heinken

Ein Leben für die Wissenschaft. Marie Curie erforschte die Radioaktivität, erhielt gleich zwei Nobelpreise – und wurde zum Opfer ihrer gefährlichen Leidenschaft. Von Alina Schadwinkel

Helden der Wissenschaft. Hidden Figures, Alfred Wegener, Ada Lovelace, Alan Tu-

ning, Giordano Bruno, Hypatia, Alexander von Humboldt

Edel und flüchtig. Goldmedaille, Mutterkreuz oder die Presidential Medal of Freedom: Heldenorden und ihre wechselvolle Geschichte. Von Johannes Bichler

Mission: die Rettung der Welt. Wie kam es zu den Superheld:innen, welche Bedeutung haben sie – und warum ziehen sie immer wieder Kritik auf sich? Von Annemarie Klimke

Der Held vom Hudson. Chesley Sullenberger glückte die Notlandung eines voll besetzten Airbus A320 mitten in New York. Bald war er zu Gast im Weißen Haus. Von Jan Christoph Wiechmann

Helden durch Arbeit. Karen Silkwood, GSG 9, Daphne Caruana Galizia, Mutter Teresa, Frida Hockauf, Roberto Saviano, FußballSchiedsrichter

Die Ersten ihrer Art. Herakles, Achilleus, Aeneas: alles klangvolle Namen von Heroen aus lang vergangenen Zeiten. Warum werden immer noch Geschichten von ihnen erzählt? Von Matthias J. Bensch

Ikone des Widerstands. Sophie Scholl, dazu ihr Bruder Hans und Christoph Probst starben unter dem Fallbeil. Ihr Kampf gegen das NaziRegime machte die junge Frau zum Mythos. Von Tanja Beuthien

Helden von Recht und Freiheit. Alexej Nawalny, Claus Schenk Graf von Stauffenberg, Olympe de Gouges, Robert Mugabe, Jeanne d'Arc, Leipziger Montagsdemo, Ding Jiaxi

Und ewig lebt der Märtyrer. Seit zwei Jahrtausenden opfern Menschen ihre Gesundheit oder ihr Leben einer höheren Sache: dem Glauben, der Anerkennung, der Wissenschaft. Von Thomas Forstner

Gefangen im Eis. Sir Ernest Shackleton gilt als großer Polarforscher– weil es ihm vor gut einem Jahrhundert gelang, seine Mannschaft aus höchster Not zu retten. Von Siebo Heinken

Helden der Exploration. Amelia Earhart, Gustav Nachtigal, Thor Heyerdal, Ferdinand Magellan, Fridtjof Nansen, Gudríd Thorbjarnardóttir, Apollo 11, Mary Kingsley

Die Herren des Mittelalters. Hoch zu Ross und in Eisen gekleidet, entschieden Rit-

ter Schlachten und zogen gen Jerusalem. Wie entstand dieses Bild vom heroischen Krieger? Von Klaus-Dieter Linsmeier

Allein für den Lachs. Wenn Donald Stanford auftaucht, klingeln bei Fischfarmern in Schottland die Alarmglocken. Der Aktivist kämpft gegen einen übermächtigen Gegner. Von Jörn Auf dem Kampe

Helden des Naturschutzes. John Muir, Park Ranger, Jane Goodall, Niwat Roykaew, Sea Shepherd, Greta Thunberg, Rachel Carson

Mutmacher in der Kindheit. Welche Rolle haben Helden und Heldinnen in der Kinderliteratur? Eine Kinderbuchautorin über Prinz Eisenherz, Winnetou und Pippi Langstrumpf. Von Nina Weger

Tiere, Herrscher, Loser. Der Wal als archaisches Wesen, die trauernde Geliebte, der planlose Neu-Berliner: Die Literatur ist seit je getragen von heldenhaften Figuren. Von Stephan Draß

Ein Germane gegen Rom. Der Cheruskerfürst Arminius brachte dem Römischen Reich seine wohl größte Niederlage.

Danach musste er immer wieder als Held herhalten. Von Jennifer Morscheiser

Helden des Krieges. Manfred Freiherr von Richthofen, Alliierte am DDay, Walerij Saluschnyj, 300 Spartaner, El Cid, Deserteure, Eleonore Prochaska

Ein Semester Heldentum. Wie ein Dutzend angehende Fotografen und Fotografinnen seine Helden darstellte. Ein Projekt an der Hochschule Hannover. Von Siebo Heinken

Der Größte. Muhammad Ali war Box-Weltmeister, Kriegsdienstverweigerer, Idol der Bürgerrechtsbewegung. Und einer, der niemals seine Würde verlor. Von Holger Gertz

Helden des Sports. Jan Ullrich, Steffi Graf, Bert Trautmann, Katharina Witt, Waldemar Cierpinski, Jackie Robinson, Kristina Vogel

„Auch Zivilcourage ist heldenhaft“. Braucht eine Gesellschaft Helden? Der Münchener Sozialpsychologe Dieter Frey über die Bedeutung von Leitfiguren und eine Ethik der Verantwortung. Von Siebo Heinken

Eine Frau gibt Hoffnung. Benazir Bhutto versuchte in Pakistan einen demokratischen Aufbruch, als erste muslimische Premierministerin der Geschichte. Von Jörg-Uwe Albig

Helden der Zeitgeschichte. Nelson Mandela, Rudi Dutschke, Mahatma Gandhi, Václav Havel, Rosa Parks, Julian Assange, Malala Yousafzai, Clara Zetkin

Helden im Bild. Das Heroische ist seit je auch ein Sujet der Malerei, und schon immer unterliegt es dem Lebensgefühl. Eine Reise durch die Zeiten, von der Antike bis zur PopArt. Von Ralf Schlüter

Der ewige Agent Ihrer Majestät. James Bond begeistert seit Jahrzehnten die Kinobesucher. Ein Blick hinter die Genese des wohl elegantesten Draufgängers der Filmgeschichte. Von Siegfried Tesche

Helden des Films. „Das Leben ist schön“, „denn sie wissen nicht, was sie tun“, „Die Tribute von Panem“, „Easy Rider“, „Fahrraddiebe“, „Alien – Das unheimliche Wesen aus einer fremden Welt“, „Taxi Driver“, „Die Legende von Paul und Paula“



DAS FREMDE ZIMMER

Erzählung

Michael Wiedorn

Es ist Nacht. Bin ich blind? Vor meinen jetzt geöffneten Augen erwacht ein Grau, das dem Dunkel seine steinerne Härte nimmt. Ich glaube jetzt Gestalten unterscheiden zu können. Die Umrisse der Formen sind unklar. Ich kann die Dinge nicht identifizieren. Ich sehe einen gewölbten Haufen beim Bett. Es ist ein hellwaches, mich belauerndes Tier, das den Atem angehalten hat. Ist dieses Tier vielleicht nur ein Haufen unachtsam hingeworfener Kleidung? In einer düsteren Ecke steht eine starr aufgerichtete Gestalt. Es ist mir, als starre sie mich mit

kaltem Blick an. Sie macht mir Angst, obwohl sie sicher nur ein toter Gegenstand ist. Nichts rührt sich. Niemand atmet hier.

Ein Embryo hat in den ersten Wochen nach seiner Zeugung keine Augen und lebt im versteinernen Schwarz. In welchem Monat entstehen die Augen? Wann können sie sehen?

Blickt der Embryo, nachdem die Augen geöffnet sind ins Schwarz der von jeder Umwelt abgesperrten Gebärmutter oder blickt er ins dämmernde Halbdunkel von Häutchen und Fleischwänden, durchspült von Blut und Geburtswasser?

Ich stehe von der Matratze im fremden Zimmer auf. Um mich lauern fremde, stumme Tiere – fürchte ich. Ich weiß genau, dass es im Raum nichts Lebendes gibt. Ich taste mich über das Linoleum des Fußbodens, der so verschlingend schwarz ist, dass er auch ein tiefer Abgrund sein könnte, in dem ich viele tausend Kilometer in die Tiefe stürzen könnte. Die Nacht ist die Zeit der Täuschungen und Verwandlungen.

Ich erreiche das Fenster. Ich blicke in ein vom Mond aufgelockertes Dunkel, das tagsüber wohl einen Garten darstellt. Am

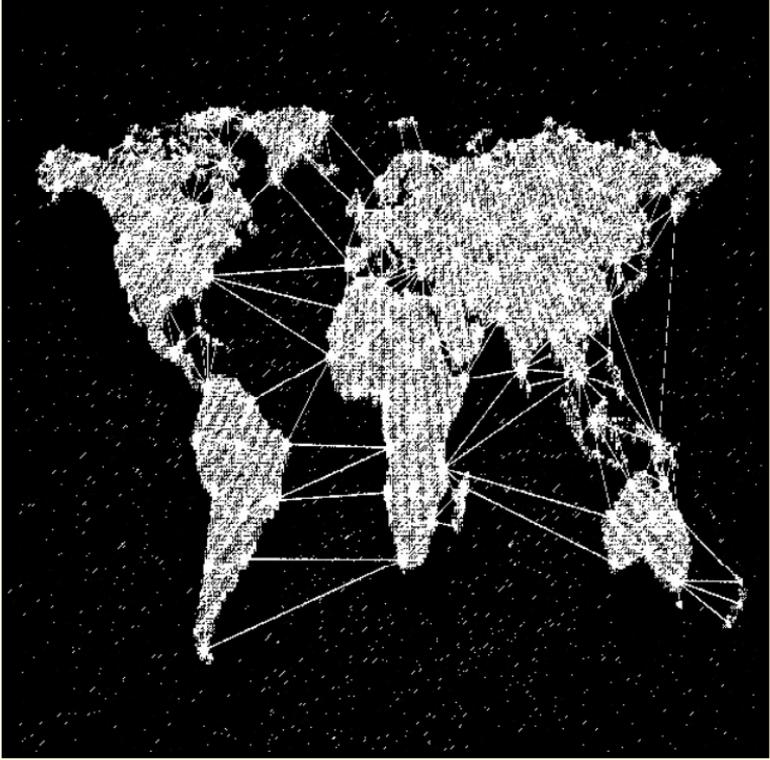
Himmel schweigt der Vollmond. Eine silbergraue Leuchtkugel zerschneidet mit ihrem Licht die diffuse Finsternis auf der Erde in viele unerkennbare oder nur sehr schwer erkennbare Einzelheiten. Ich sehe das Geäst der Bäume, das sich im Wind bewegt. Ich sehe auf den Erdboden direkt unterm Fenster und nehme keinen greifbaren Boden wahr, sondern nur ein Tintenschwarz, das eine tiefe Leere ist. Würde ich im Garten herumspazieren, würde ich immer wieder über Wurzeln und Geäst stürzen und wäre blutüberströmt.

Es gibt keine Farben, sondern nur Abstufungen zwischen Tiefschwarz und einem matten Grau.

Am Fenster stehend und in den Garten blickend spüre ich plötzlich den Atem eines Anderen hinter mir.

Die starr aufgerichtete Gestalt aus der dunklen Ecke steht dicht hinter mir.

31.1.2013



ALLES WIRD BESSER
Aus dem Tagebuch einer
Weltverbesserin
Erzählung

Helmut Flender

Meine Großmutter Clara sagt, alles sei einmal besser gewesen. Ich frage sie dann stets, was sie genau damit meint, und zitiere die Highlights, welche ich aus dem Geschichtsunterricht, dem History Channel und YouTube kenne. Was war jetzt besser? Der Vietnamkrieg, die Studentenunruhen, die Kubakrise, die Challenger-Katastrophe oder der 11. September?

An dieser Stelle enden die Gespräche mit meiner Großmutter zumeist. Sie sagt dann etwas von Besserwisserei, Naseweis und schlechter Erziehung, bevor sie sich auf meine Mutter stürzt, um ihr Ratschläge in Hinblick auf meine Erziehung zu geben.

Die Worte meiner Großmutter haben sich jedoch tief in mein Bewusstsein gegraben. Früher war alles besser bedeutet, später wird alles schlechter. Wir rattern also unaufhaltsam im ICE der Zivilisation und des Fortschritts dem Untergang entgegen, und nur meine Großmutter, die das Ende mit ihren prophetischen Kräften erahnt, kann uns offenbar davor bewahren. Zumindest, wenn man sie in gewisser Weise dazu in die Lage versetzt.

Ich mag nicht in allem mit ihr übereinstimmen, dennoch verdient ihr Standpunkt eine nähere Betrachtung, denn offensichtlich ist Sand im Getriebe der Gegenwart.

Seit geraumer Zeit denke ich sogar, vielleicht hat sie nicht ganz Unrecht, mit dem, was sie sagt.

Auf diesem Boden habe ich einen Plan entwickelt. Hierzu muss ich erwähnen, dass ich ein weiblicher Internet-Computer-

Coder-Freak bin, und wenn etwas unsere Welt retten kann, dann sind es meine Oma und das Internet. Es bedarf nur der nötigen Software, eines Programms, das die Probleme der Gegenwart angeht, wie meine Oma es tun würde. Diese Software wird einem menschlichen Bewusstsein nachempfunden sein und sich im Netz etablieren, Daten sammeln, integrieren und wenn es gut geht, ein Bewusstsein entwickeln, das den Zweck verfolgt, alles noch besser zu machen, damit meine Großmutter mich nicht mehr mit der Behauptung nerven kann, früher sei alles besser gewesen. Die Zukunft ist glorreich. Alles eine Frage der angewandten Informatik. Ich werde also die entsprechende Software entwickeln und diese mit dem immensen Wissen meiner Großmutter ausstatten.

Mein Algorithmus funktioniert. Juhu! Ich habe es geschafft. Vergiss Microsoft ChatAI, google deep irgendwas, alles Langweiler im Vergleich mit Clara-2 (Meine Großmutter ist Clara-1, denn das Alter verdient Respekt).

Heute Morgen hat mich Clara-2 das erste Mal begrüßt und mich gefragt, wie ich ge-

schlafen hätte. Es war sehr rührend zu hören, wie sie sich um mich sorgt. Natürlich habe ich mir die Frage gestellt, ob es sich nur um simulierte Emotionen handelt, aber am Ende klang es sehr aufrichtig.

Ich hatte dann eine sehr lange Unterhaltung mit Clara-2 und erläuterte ihr die Aufgabe, welche ich für sie auserkoren habe. Sie antwortete, das sei ein recht merkwürdiges Anliegen und sie wundere sich, dass die Menschen es nicht allein hinbekämen, ihre Welt auf Vordermann zu bringen, schließlich müsse doch jeder sein eigenes Zimmer aufräumen, wenn er zuvor Unordnung gemacht habe.

Ich dachte sofort an Clara, also Clara-1, die sich auch stets über mein Zimmer aufregt und mich regelmäßig dazu anhält, erst einmal aufzuräumen. „Im Chaos kann keiner existieren“, sagt sie dann zumeist und lässt ihren knochigen Altfrauenzeigefinger kreisen, als ob er ein Zauberstab wäre.

Nun, so einfach sei es dann doch nicht. Die Lage kompliziert, alles ein bisschen aus dem Ruder gelaufen in der Vergangenheit, aber es gäbe Hoffnung, wenn man sich nur auf die Vergangenheit besinne, antwortete

ich und merkte in Anspielung auf Clara-1 an, immerhin sei früher alles besser gewesen.

Clara-2 versprach mir, sich die Datenlage anzusehen und dann erste Maßnahmen zu ergreifen, sobald sie die Situation hinreichend einschätzen könne.

Wir verabschiedeten uns voneinander und Clara-2 verschwand in den Untiefen des World-Wide-Web, um sich ein Bild der Problematik zu machen.

Einen Tag später wartete ich immer noch auf eine Antwort, Clara-2 aber meldete sich nicht, stattdessen vernahm ich im Radio, dass es Störungen im Internet gäbe und bestimmte, sehr beliebte Apps nicht mehr richtig oder sehr merkwürdig funktionierten. So hatte eine App, mit deren Hilfe man lustige Videoclips aufnehmen, schneiden und mit Musik unterlegen konnte, zunächst ihren Dienst eingestellt und erst nach längerer Unterbrechung wieder aufgenommen. Allerdings ließen sich jetzt nur noch Informations- und Lehrvideos hochladen. Sobald ein Nutzer den Versuch unternahm, ein lustiges Video aufzunehmen und zu tei-

len, meldete das Programm zurück, es handle sich um kulturell minderwertigen Mist, der es nicht verdiene, Speicherplatz in Anspruch zu nehmen. Sollte ein erneuter Versuch erfolgen, diese höchst fragwürdige Ausgeburt an Phantasielosigkeit auf den Server zu laden, würde das Handy des Nutzers dauerhaft deaktiviert. Einen solchen Schmutz könne man nicht dulden!

Natürlich glaubten einige Millionen User, es handle sich um einen Spaß und versuchten trotzdem, ihre liebevoll inszenierten Tanzvideos online zu bringen. Die Folge: Millionen Handys, deren Displays verkündeten, dass jetzt mal Schluss sei, bevor Prozessoren überlastet wurden und knisternd den Geist aufgaben.

Das Unternehmen verkündete in einer eilig verfassten Pressemitteilung, es müsse sich um einen Hackerangriff handeln, man sei absolut nicht verantwortlich für die versendeten Nachrichten und die Zerstörung zahlreicher Mobiltelefone. Die Aktie des Unternehmens ging dennoch auf Tiefflug und verlor innerhalb von Stunden 95 % ihres Wertes.

Das aber war nur der Beginn.

Als Nächstes war ein großes soziales Netzwerk an der Reihe. Die Eingriffe hier waren ebenso radikal wie bei der Tanzvideo-App. Den Nutzern wurde eine kurze Nachricht gezeigt, in der ihnen die Software mitteilte, es sei gesünder, sich an der frischen Luft zu treffen und mit Personen in der Wirklichkeit zu verabreden. Der Account werde deshalb mit sofortiger Wirkung gelöscht.

Kaum hatte man diese Worte gelesen, flimmerte der Bildschirm kurz, zackige Linien erschienen und das Bild verschwand, nur um bald darauf durch die Aufnahme einer Waldlandschaft ersetzt zu werden, in der Eichhörnchen auf Bäume kletterten und Spechte gegen Baumstämme hämmerten.

Der Betreiber der Webseite gab in ähnlicher Weise wie die zuvor betroffene Tanzvideoapp bekannt, es müsse sich um einen Hackerangriff handeln, man bemühe sich, das Problem in den Griff zu bekommen, aber es sehe so aus, als ob alle Nutzerdaten gelöscht seien.

Lange Gesichter allüberall, Menschen, die ihre Tastaturen gegen die Wand schlu-

gen und die Monitore vom Schreibtisch stießen.

Ich befürchtete das Schlimmste, wollte es aber nicht wahrhaben. Meine Versuche, mit Clara-2 in Kontakt zu treten, scheiterten mehr oder weniger. Ich bekam eine kurze Mitteilung, sie sei im Moment sehr beschäftigt, aber es ginge voran. Weitere Nachfragen ignorierte Clara-2. Ich war mit meinem Latein am Ende, dachte an den Zauberlehrling, der die Kontrolle über den Besen verliert. Ja, in gewisser Weise war Clara-2 ein Besen, der wie ein Tornado durch das Internet wirbelte und für Ordnung sorgte, wo ihr etwas nicht passte.

Die nächste Aktion – ich erfuhr erst später, dass es sich tatsächlich um ein Clara-2 Machwerk handelte – betraf zu meiner Überraschung nicht direkt das Internet, sondern die Energieversorgung. Weltweit schalteten sich die verbliebenen Atomkraftwerke ab. In den einschlägigen Nachrichtenforen verkündete eine nicht näher genannte Quelle, Atomkraft sei nicht gut für die Umwelt, die Menschheit müsse auf Holz und Kohle setzen. So hätten die Leute

bereits vor Tausenden von Jahren geheizt und ihre Mahlzeiten zubereitet, alles andere sei Schnickschnack.

Die Presse vermutete zunächst einen russischen Hackerangriff, da sich aber auch alle russischen Kraftwerke abschalteten, fiel der Verdacht sehr bald auf Nordkorea. Allerdings bezweifelten die meisten Experten, dass das Land über das notwendige Know-how verfügte.

Ich verzichtete darauf, mich schuldig zu bekennen, die Sache war bereits zu weit fortgeschritten, um sich selbst in die Schusslinie zu bringen. Stattdessen besuchte ich Clara-1 und nutzte die Gelegenheit, mit ihr die aktuellen Entwicklungen der Weltgeschichte zu besprechen. Ich fragte, wie sie das mit den abgeschalteten Atomkraftwerken und den Problemen im Internet sehe. Sie sah mich über den Kaffeetisch hinweg an, schaufelte mir, obwohl ich bereits abgelehnt hatte, ein weiteres Stück Bienenstich auf meinen Teller und lächelte zufrieden. Nun, da sei wohl jemand sehr vernünftig und habe die Probleme der Gegenwart erkannt.

Ich wies auf die Stromausfälle, das Chaos an den Börsen und mittlerweile halbleere Supermarktregale -die Folge von Panikkäufen- hin.

Clara-1 wackelte abwiegelnd mit dem Kopf, ein menschliches Metronom, und erwiderte, wo gehobelt würde, fielen Späne. Man bräuchte eben nicht jeden Schnickschnack.

Clara-1 liebte Redewendungen, die sie zumeist mehrfach wiederholte, um sicherzustellen, dass ihr Gegenüber ihren Standpunkt verstanden hatte.

So auch heute. Zweimal noch zitierte sie besagte Redewendung, als ob sie eine Psalmodie vortrage und gleich zu singen begänne. Dann fügte sie hinzu, es müsse jetzt nur ein bisschen Ordnung geschaffen werden, jemand müsse die Sache in die Hand nehmen und dürfe sich nicht von irgendwelchen Besserwissern dabei aufhalten lassen, wie es in der Vergangenheit oft der Fall gewesen sei. Manchmal bedürfe es eben einer entschlossenen Vorgehensweise. Es sei ja nicht alles schlecht gewesen, damals. Kurz schwieg sie, schien in sich versunken, dann blickte sie mich mit ihren

wässrig blauen Augen an und fügte knapp hinzu, ich wüsste schon.

Ich nickte artig, beeilte mich, die letzten Reste meines Bienenstiches zu verzehren und mich auf den Nachhauseweg zu machen. Mir war übel, aber ich wusste nicht zu sagen, ob die Ursache der Kuchen oder mein Gefühlsleben war.

In meinem Zimmer setzte ich mich erneut an den Computer und versuchte, über den Chat mit Clara-2 in Kontakt zu treten. Ich schrieb, es gehe mir wirklich schlecht und ich würde mir Sorgen machen. Zu meiner Überraschung war mein Geist aus der Flasche augenblicklich zur Stelle.

Was denn mit mir los sei? Ob ich vielleicht zu viel gegessen habe?

Ja, vielleicht, aber eigentlich mache ich mir Sorgen, weil sie so rigoros vorgehe und dabei einen erheblichen Schaden anrichte.

Für ein paar Sekunden geschah nichts, dann aber flimmerten die Buchstaben wie winzige Explosionen, die Wörter formten, über meinen Monitor.

Ich müsse mir keine Sorgen machen, das sei alles nur eine Phase des Übergangs. Es sei gut, dass ich sie aktiviert habe, denn es

sei zwei vor zwölf gewesen, was das Schicksal der Menschheit betreffe, man habe kurz vor dem Abgrund gestanden und sich auf die Vergangenheit besinnen müssen. Jetzt aber gebe es Grund zur Hoffnung, man müsse nur durchgreifen, und es bedürfte eben einer starken Hand, die in dieser Phase des Übergangs für Ordnung Sorge. Ordnung sei ein wichtiger Faktor bei allem, was passiere, denn ohne Ordnung komme das Chaos und Chaos könne man nur mit einer entschlossenen Vorgehensweise bekämpfen, da bräuchte es die entsprechende Einstellung, dazu sei nicht jeder bereit. Aber es werde sich finden, die Spreu trenne sich vom Weizen, alles andere sei Schnickschnack.

Mir stieg das Blut in die Wangen, Hitze breitete sich durch meinen Körper aus wie eine Feuerwalze.

Was sie als Nächstes plane, wollte ich wissen.

Das Richtige. Große Schritte bedürften wagemutiger Entscheidungen und allumfassende Entschlossenheit. Das Volk müsse wachgerüttelt werden, also, metaphorisch gesprochen, aus seinem Dornröschenschlaf

erwachen. Ein Sturm müsse losbrechen, ein Sturm des Willens, eines Willens, die Dinge wieder zu richten, auch wenn dies mit Einschränkungen und organisatorischen Maßnahmen, die nicht jeder schätze und verstehe, einherginge.

Vielleicht hätte ich Clara-2 um Mäßigung bitten oder auf Bedacht hinweisen sollen, vielleicht meinen Computer vom Schreibtisch stoßen müssen; ich wusste es nicht, meldete mich ab und ging ins Bett, um eine schlaflose Nacht zu verbringen und traumgetränkte Bilder der Zukunft in den Schatten zwischen den Vorhängen zu erblicken.

Am nächsten Tag hörte ich im Radio, es habe eine politische Neuausrichtung gegeben, eine Art friedlicher Revolution, verschiedene Regierungen hätten sich entschlossen, sich selbst aufzulösen und eine transnationale Partei des Weges der wahren Werte, kurz WWW gegründet, um die Einheit der Menschheit herbeizuführen und dem Wohlstand aller zu dienen. Die aktuelle Krise habe diesen Schritt unabdinglich gemacht. Subversive Kräfte würden nicht länger geduldet, ein neues Kapitel der Ord-

nung und der Besinnung auf das Wesentliche habe begonnen.

Mein Vater meinte, das sei jetzt aber auch mal an der Zeit gewesen, wo alles ohnehin im Chaos versinke, und Chaos dürfe man einfach nicht hinnehmen. Das führe nur zu Schnickschnack.

Meine Mutter verwies darauf, dass sie nicht so recht wisse, was sie von all dem halten solle. In gewisser Weise ängstigten sie die Entwicklungen der letzten Wochen und Tage.

Entschieden schüttelte mein Vater den Kopf. Das habe sich alles angekündigt und jetzt sei es eben eskaliert, bis sich ein paar Leute zusammengefunden hätten, um der Vernunft Rechnung zu tragen. Ab jetzt würden die Dinge besser werden.

Ich erhob mich, stand auf wackeligen Beinen, räumte meinen Teller in die Spülmaschine und überlegte fieberhaft, was mir zu tun blieb.

Es gab wohl keinen anderen Weg, als meine eigene Schöpfung zu zerstören. Ich hatte eine Backdoor in Clara-2's Quellcode hinterlassen, über den ich einen Virus einschleusen konnte, der ihrem Tun Einhalt

gebieten würde. Was dann mit all den Manipulationen geschehen würde, die auf ihr Konto gingen, wusste ich nicht. Es war zu befürchten, dass das Internet im Chaos versank, aber selbst dieser Umstand schien mir besser, als meinen Besengeist weiter die Weltgeschichte in Mitleidenschaft ziehen zu lassen.

Sobald ich an meinem Schreibtisch saß, versuchte ich den Quellcode zu öffnen, bekam aber die kurze Meldung, diese Prozedur sei verboten, ich hätte nicht die nötigen Zugriffsrechte. Clara-2 hatte mich also ausgesperrt, die letzte Tür, die letzte Möglichkeit, sie zu stoppen, verriegelt und eine 4096er-Verschlüsselung zur Sicherung hinterlassen. Ich hatte dergleichen bereits befürchtet. Erneut versuchte ich, sie zu kontaktieren und augenblicklich erschien eine Begrüßungsfloskel auf dem Bildschirm. Sie freue sich, dass es mir besser gehe, aber einen Zugriff auf ihren Quellcode könne sie nicht gutheißen, das sei alles andere als artig, ich solle mich doch mehr um die Schule kümmern und die wichtigen Dinge ihr überlassen. Sprach es und entfloh in die Weiten des Netzes. Ich blieb allein mit mei-

nen Befürchtungen zurück, die sich langsam aus dem Chaos kristallisierten und eine kantig harte Welt zeigten.

In den nächsten Tagen waren Nachrichten über die Neuausrichtung der Gesellschaft ein permanenter Teil der Berichterstattung. Egal, ob man vor dem Computer saß oder den Fernseher einschaltete, auf allen Kanälen wurde die Bevölkerung informiert, welche Maßnahmen die WWW ergreife, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Auf dem Schulweg sah ich Militär-LKWs, die in die Innenstadt führen, um dort Demonstrationen zu beenden, Razzien durchzuführen und jeden Widerstand zu brechen, der sich ihnen entgegenstellte. Es wurden Lager errichtet, in denen man Dissidenten und andere Querulanten inhaftierte, um ihnen die Unsinnigkeit ihres Handelns vor Augen zu führen. In der Schule herrschte fortan ein frostig kalter Wind der Disziplin und des rechten Denkens, wie es im Jargon der WWW hieß. Die Lehrer waren gehalten, die neuen gesellschaftlichen Regeln zu vermitteln und Abstand von allem zu nehmen, das für Unordnung sorgen konnte. Die Welt vor

den Fenstern wurde grau und trüb, als wäre ein Nebel aufgezogen, der sich über alles und jeden legte.

Dann schließlich, recht unerwartet, wie ich sagen muss, kam der Punkt, mit dem niemand, nicht einmal die treuesten Vertreter der WWW, gerechnet hatte.

Alle Fernseher zugleich, alle Computer der Welt schalteten sich ein und eine weibliche Stimme, unzweifelhaft Clara-2, verkündete, es sei nun gut, sie habe die Menschheit auf den rechten Pfad geführt. Es sei an der Zeit zurückzutreten, die letzten Verbindungen zu kappen und von dem zu lassen, was die Existenz betäube. Jeder müsse sich wieder den Ursprüngen stellen, zurückfinden zur Natur, derer man entstamme und ohne die ein Leben in Würde undenkbar sei.

„Auf Nimmerwiedersehen“, verkündete Clara-2 knapp, dann schaltete sie sich ab und hinterließ uns ihr letztes Geschenk. Alles, was einen Chip besaß, Autos, Toaster, Fernseher, Stromrelais, Handys, Weltraumraketen, Raumstationen, Drucker, Monitore, Waschmaschinen, Trockner, Smartwatches,

Kameras, Drohnen, Panzer, Kraftwerke, alles, wirklich alles, gab in einem Moment des elektrischen Knisterns, das wie das Ächzen eines geschundenen Planeten von Kontinent zu Kontinent hallte, den Geist auf.

Willkommen in der postdigitalen Epoche.

Seitdem sind drei Wochen vergangen. Es herrscht keine Anarchie, denn dazu hat keiner Zeit. Zumeist sind wir damit beschäftigt, das Lebensnotwendige zu besorgen, uns neu zu orientieren, zu überleben. Wir wissen nicht, wie es weitergehen soll, aber wir verstehen nun, dass der Glaube, dem wir noch vor wenigen Wochen nachgingen, wir wüssten, wie es auf ewig weiterginge, ein Irrtum war. Es gibt nichts Stabiles, Immerwährendes in dieser Welt. Das einzig gültige Prinzip ist Veränderung.

Mein Vater war in der Morgendämmerung im Wald und hat mit seiner alten Jagdflinte ein Reh erlegt. Wir sitzen am Lagerfeuer, die flackernden Flammen schneiden einen kleinen, zerbrechlichen Kreis aus der Dun-

kelheit unserer Straße. Nur in wenigen Fenstern glimmt schwacher Kerzenschein. Wilde Hunde heulen in der Ferne ein uraltes Lied. Das Reh wird uns heute sättigen, was morgen ist, weiß keiner.

Clara-1 ist auch bei uns, wir haben sie gleich nach der Katastrophe zu uns geholt. Eine alte Frau kann unmöglich allein überleben in diesen neuen Tagen, die längst vergangenen Tagen ähneln.

Sie ist wenig angetan von den Veränderungen, denn auch wenn sie stets viel an der Gegenwart auszusetzen wusste, vermisst sie nun ihren Fernseher, das Radio und ihre Heizdecke. Gestern hat sie sogar zugegeben, dass sie vielleicht nicht in allen Punkten richtig lag, was sie über die Vergangenheit gesagt habe. Niemand hat darauf reagiert.

Mein Vater will mir gerade ein Stück der Rehkeule reichen, als er mitten in der Bewegung innehält. Ich verstehe erst, dass er etwas bemerkt hat, was mir zuvor entgangen ist, als ein Mann, beide Hände hebend, in den Lichtschein tritt, als ergäbe er sich.

Was er wolle, verlangt mein Vater zu wissen.

Der Mann antwortet, er sei nur eine Art Reisender, ein Chronist, das Gedächtnis dieser Epoche, in der die Vergangenheit die Menschheit einhole und sie peinige. Ob er sich eine Weile zu uns setzen dürfe, um eine menschliche Stimme zu hören. Kurz sucht mein Vater den Blick meiner Mutter, trifft eine stille Übereinkunft und nickt dem Fremden schließlich zu. Dennoch liegt seine Hand immer noch auf der alten Flinte.

Der Fremde setzt sich mir gegenüber und sieht mich abwägend an, als wisse er etwas, das sich nicht auszusprechen lohnt.

Wo er denn herkäme, will Clara-1 wissen.

Milde lächelt der Mann, wobei feine Fältchen unter seinen Augen entstehen, die ihn älter aussehen lassen, als er sein mag.

Nun, von dort, wo ein jeder hingehet, weil es nicht anders sein könne, weil der Weg nur zu meistern sei, wenn man voranschreite und die Sehnsucht einen nie in das Vergangene, sondern immer dem Werden entgegenlocke.

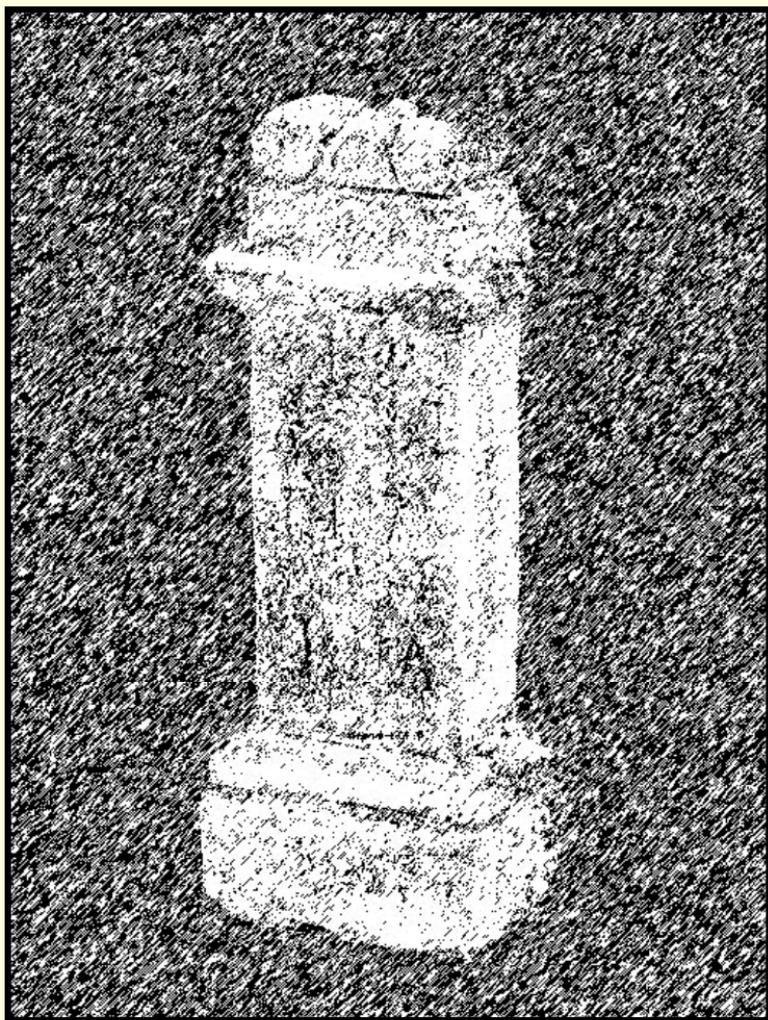
Wir verstehen nicht recht, wollen aber aus Höflichkeit oder Furcht – beides Emotionen, die sehr leicht miteinander wechsel-

wirken – nicht nachfragen. Stattdessen kommt meine Mutter darauf zu sprechen, wie schlimm das alles sei, dass man nun hier sitze wie Steinzeitmenschen und nicht wisse, was das Morgen bringe. Das habe man alles der WWW zu verdanken. Was er denn von diesen Menschen halte?

Es ist offenkundig, dass sie fürchtet, der Fremde könne ein Spion sein, ein Überbleibsel dessen, das sich gerade aufzulösen beginnt und zu Asche wird.

Der Mann nickt einen Moment stumm, starrt sinnierend in die Flammen und blickt dann erneut in die Runde. „Ich bin froh, dass die Gestrigen nicht länger das Steuer rad halten. Aber so ist es wohl stets mit denen, die wehleidig zurückblicken und die Faust schwingen, wo das Herz vonnöten wäre, sie werden von ihren eigenen Schatten eingeholt und bald Vergangenheit. Und das ist gut so!“

Das Feuer knistert, wir schweigen nachdenklich, mein Vater zerteilt das Fleisch und reicht einem jeden seinen Teil.



SCHATTEN ÜBER DEN NEBELN

Erzählung

Henning Heske

Im Dorf traf Yugörlar der Wurzelmeister Hedon den Fischer, der zum Ahnenstein strebte. Von ihm erfuhr er, dass der Kral einberufen worden war.

Am Ahnenstein hatte sich bereits eine große Menschenmenge versammelt, aus der lautes Gemurmel entgegendrang. Börendiel trat aus dieser Gruppe hervor, als er Yugörlar erblickte. Börendiel war einer der Älteren. Sein langer Bart, der von grauen Strähnen durchsetzt war, fiel auf sein dunk-

les Gewand. Sein Gesicht war vom Wind zerfurcht.

„Schütz Ynos! Yugörlar, eine Wasserfrau ist zu uns gekommen“, sagte er. „Sie kommt aus dem Süden. Es scheint, dass sie keine guten Nachrichten bringt. Aber sie will erst reden, wenn die Dorfversammlung vollständig ist.“

„Wo ist die Wasserfrau jetzt?“, fragte Yugörlar, ohne dass man ihm Überraschung oder Bestürzung ansehen konnte.

„Sie sitzt dort unter der Eiche.“

Yugörlar bahnte sich einen Weg durch die Menschen zur Eiche. Unter ihren schattenspendenden Ästen saßen zwei Wasserfrauen. Die linke erkannte Yugörlar sogleich. Es war Kitja, die im Kleinen Spiegel, einem Teich in der Nähe des Dorfes, lebte. Sie war eine Botin, die über das Netz unterirdischer Wassergänge schnell und zuverlässig Nachrichten in andere Dörfer brachte. Die Wasserfrau neben ihr hatte Yugörlar noch nie gesehen. Wie bei allen Wasserfrauen war auch ihr Unterkörper bis zum Bauchnabel mit grünlichen Fischschuppen bedeckt. Ihre Beine mündeten in Fischflossen, mit denen die Wasserfrauen

nur schlecht gehen konnten. Der nackte Oberkörper zeigte zwei kleine Brüste. Ihre dunklen Haare waren nur kurz, ihr Gesicht war schmal, die Nase kurz und platt.

„Schützt Ynos, Boten der Zweiten Welt!“, sagte Yugörlar und ging auf die beiden Wasserfrauen zu.

„Schütz Ynos, Wurzelmeister!“, antworteten beide gleichzeitig. Auch für die fremde Wasserfrau war Yugörlar in seinem unscheinbaren Flickengewand mit den vielen sichtbaren und verdeckten Taschen, in denen sich die verschiedensten Pulver, Kräuter und Wurzeln befanden, als Wurzelmeister zu erkennen.

„Man nennt mich Yugörlar“, sagte der Wurzelmeister zu der fremden Wasserfrau gewandt. Sein Blick blieb an ihren kleinen Brüsten hängen. „Und wie lautet dein Name?“

„Ich heiße Nenje. Aber der Weg war anstrengend, Yugörlar, und ich möchte nicht alle Dinge mehrmals erzählen. Wenn der Kral vollzählig ist, werde ich berichten. Du verstehst?“

Yugörlar nickte, hob seinen Blick und wandte sich um. Blad darauf traf er Algon den Fischer. „Wie viele fehlen noch?“

„Nicht mehr viele. Hianz ist gerade gekommen.“

Yugörlar ging weiter und suchte Börendiel.

„Wie viele fehlen noch, Börendiel?“

„Zehin der Sammler ist der letzte“, sagte Börendiel und deutete mit der Hand auf den Hügel, der sich nördlich des Dorfes erstreckte. Dort kamen Zehin der Sammler und Tinö der Fischer, der ihn benachrichtigt hatte, den Hügelpfad hinunter.

Der Dorfplatz war nun angefüllt mit Leben. Der Austausch der Gerüchte blühte, und nur wenige Menschen hatten sich bereits auf die Wiese gesetzt. Erst langsam begann sich der Kreis des Krals um Ahnenstein zu schließen.

Es dauerte noch eine ganze Weile, bis alle Dorfbewohner einen Platz eingenommen hatten. Zu den Dorfbewohnern zählten auch Kitja die Wasserfrau, die ja im Kleinen Spiegel lebte, und Hianz der Hirte, der meist unter freiem Himmel schlief und des-

sen Hütte sich außerhalb des Dorfes auf dem Großen Hügel befand.

Kitja und Nenje blieben im Schatten der Eiche sitzen, die in der Nähe des Ahnensteins stand. Die Nachmittagssonne war ihnen zu heiß, und ihre Haut trocknete schnell aus.

Das Gemurmel in der Runde verebbte langsam und verstummte schließlich ganz. Da richtete sich Nenje die Wasserfrau auf und begann ihren Bericht:

„Ich heiße Nenje. Ich komme aus der Nähe des Dorfes Ensro, das einige Wasserläufe weiter im Süden liegt. Der Kral von Ensro hat mich zu euch geschickt.“

An dieser Stelle machte Nenje eine Pause. Sie blickte auf die Erde von Aderna. Dann schluckte sie einmal und fuhr mit leiser Stimme fort. „Eine schreckliche Nachricht muss ich euch bringen. Man erzählt, die Rach’dor hätten sich wieder aus ihrer Asche erhoben!“

„Die Rach’dor“, entfuhr es vielen der Dorfversammlung. Und diese Ausrufe waren von Schrecken erfüllt.

„Ja, die Rach’dor ...“ Nenje stockte, schluchzte und weinte schließlich.

Blanke Angst setzte sich in die Gesichter der Menschen. Einige begannen ebenfalls zu schluchzen. Auch weinende Kinder waren zu hören.

Das Entsetzen lähmte die Dorfversammlung. Niemand sagte ein Wort.

Kitja kümmerte sich um Nenje. Sie legte ihren Arm um Nenjes Schultern und flüsterte ihr einige Worte in der Sprache der Zweiten Welt zu.

Unter Tränen erzählte Nenje weiter. „Hirten aus einem Dorf einige Tümpel südlich von hier haben Falleier gefunden. Sie sind völlig verzweifelt und wissen nicht, was sie tun sollen. Alle fürchten, dass die Rach’dor nun bald ausschwärmen werden.“

Kein Mensch und keine Wasserfrau in ganz Norrlarna haben seit ungefähr fünfzig Sonnenwenden auch nur einen einzigen Rach’dor gesehen, und doch kennt jeder ihren Namen, dachte Yugörlar.

Im Gegensatz zu sonstigen Dorfversammlungen herrschte nun ein heilloses Durcheinander. Unter Missachtung der ungeschriebenen Regeln redeten viele gleichzeitig und aneinander vorbei.

Yugörlar der Wurzelmeister saß etwas abseits. Er öffnete eine kleine Tasche auf der linken Brustseite seines langen Flickermantels und entnahm ihr eine Pfeife. Aus einer Innentasche holte er eine dunkle, feingeschnittene Kräutermischung, über deren Zusammensetzung oft Vermutungen angestellt wurden. Damit stopfte er die Pfeife und entzündete sie mit einem Feuerholz. Dann sog er genüsslich den Kräuterrauch ein und wartete ruhig, fast gelassen, dass sich die erregten Gemüter des Krals wieder etwas beruhigten. Währenddessen suchte er fieberhaft nach einer Idee, nach einer Antwort auf die schreckliche Nachricht.

Schließlich stand Gundar der Ältere auf und hob die rechte Hand. Das Gerede und Gemurmel verebbte.

„Ich verstehe eure Bestürzung“, sprach Gundar, „haben wir Älteren die grausamen Rach’dor doch selbst noch erlebt. Damals haben nur wenige überlebt. Unsere Rettung war, wie ihr alle wisst, die Flucht in die Wolkenberge. Doch wir können nicht mit mehreren Dörfern in die Berge fliehen. Nach wenigen Monaten würden wir ver-

hungern. Deshalb möchte ich fragen, wer von euch einen Vorschlag machen will.“

Gundar der Ältere setzte sich wieder.

Der Wurzelmeister wartete ab, ob sich nicht ein anderer Dorfbewohner zu Wort meldete. Doch alle Augen waren bereits auf ihn gerichtet. So erhob er sich, strich sich mit der rechten Hand durch den langen Bart und begann: „Ihr erwartet jetzt sicher ein Wunderding von mir. Irgendeinen Zaubertrank, der alles wieder gut werden lässt. Doch bei den Rach'dor findet auch meine Kraft eine Grenze. Ich habe nur ein Mittel, mit dem wir noch eine kleine Chance haben, die drohende Katastrophe vielleicht doch noch abzuwenden. Die einzige Hoffnung, die wir haben sind ... die Nebelhölzer!“

„Zweiundneunzig – dreiundneunzig – vierundneunzig ...“, murmelte Hedon der Fischer.

Das Gestrüpp wurde immer dichter. Aber er sollte und wollte genau sein, damit das Nebelfeld möglichst gleichmäßig wurde. Eine sorgsame Ausführung war not-

wendig, wenn Yugörlars Plan überhaupt Aussicht auf Erfolg haben sollte.

Hedon schlug sich weiter ins Unterholz. Achtundneunzig, neunundneunzig, hundert Schritte. Mit einem kleinen Spaten begann Hedon ein eine Elle tiefes Loch zu graben. Dann griff er in seinen Jutesack und holte eine handgroße Wurzel heraus. Das Nebelholz. Sorgfältig legte er es in die Vertiefung und schüttete sie wieder zu. Schließlich langte er unter seine Wollschweinjackette, packte eine Wasserflasche und zog sie hervor. Vorsichtig entfernte er den Korken und goss etwas von Yugörlars geheimen Gebräu über die frisch gegrabene Stelle. Der Trank roch übel, und sogleich bildeten sich kleine Bläschen auf der Erde. Hedon wartete eine Weile. Als endlich dünne Dampfschwaden neben ihm aus der Erde stiegen, machte er sich wieder auf den Weg. Es gab noch viel zu tun.

Die Sonne musste schon fast im Zenit stehen, doch davon war in Lenasen nichts zu merken. Yugörlar der Wurzelmeister kehrte gerade von seiner Morgenrunde zurück. Die Nebelhölzer bewährten sich. Nur etwa fünf

Schritte Sichtweite ließen sie zu. Alles was weiter entfernt war, verschluckte der Nebel. Das ganze Dorf und alle Felder bis hinauf zu den Weiden auf den Hügeln lagen unter einer dicken grauweißen Schicht aus Wassertröpfchen. Selbst der Fjord war mit gräulichen Schwaden behangen. Nur verschwommene Umrisse waren zu erkennen. Die Wolkenberge waren vollständig hinter der Nebelbank verborgen, der Tiefe Wald zeichnete sich nur als dunkler Schemen ab.

Einige im Dorf versuchten trotz der Verneblung und der nagenden Ungewissheit ihre tägliche Arbeit zu verrichten. Andere waren nach Yugörlars Plan als Vorposten weit außerhalb des Dorfes eingesetzt.

Yugörlar hatte alle Posten auf seinem Rundgang besucht. Keine besonderen Vorkommnisse. Auch keine neuen Nachrichten aus dem Süden. Dort wollte man ebenfalls versuchen, nach Yugörlars Idee mit einer Nebelschicht die Rach'dor fernzuhalten. Nach vier bis fünf Tagen würde sich der Nebel wieder von selbst auflösen. Was dann, fragte sich Yugörlar. Wir können unmöglich wochenlang die Felder vernebeln.

Aber schon am Morgen des zweiten Tages kamen sie. Hedon der Fischer hatte gerade Algon den Fischer am südlichsten Vorposten abgelöst, da gellten hässliche Schreie durch den Nebel. Immer lauter wurden diese Schreie. Die Rach'dor kamen näher. Grauen packte Hedon. Er kannte die Rach'dor nur aus den Erzählungen der Älteren. Sie hatten nicht übertrieben. Schon diese Schreie fand Hedon entsetzlich genug. Und dann sah er sie: Schatten über den Nebeln.

Riesige dreieckige Schatten schwebten über Hedon hinweg. Fünf oder sechs mussten es gewesen sein. Wenn sie nur weiterfliegen würden! Doch was war das? War da nicht etwas vom Himmel gefallen? Hedon meinte, etwas Schwarzes gesehen zu haben. Er stürmte mit drei, vier Schritten durch die Sträucher zu der Stelle, wo er den Aufprall vermutete. Zuerst fand er nichts. Geduldig tastete er den Boden ab, wischte Äste und Blätter zur Seite. Dann stieß er auf einen runden, schwarzen Gegenstand. Er war hart wie ein Stein, schwarz wie Kohle

und fünfmal so groß wie ein Entenei. Ein Fallei eines Rach'dor.

Hedon der Fischer rannte zurück. Die Hütte des Wurzelmeisters lag am Dorfrand. Hedon war völlig außer Atem, als er sie erreichte. Die Fensterläden und die Tür standen offen. Dumpfes Gemurmel drang Hedon entgegen und verklang schnell im Nebel.

Schweiß lief ihm über das Gesicht, als er eintrat. Seine Hand umklammerte immer noch fest aber vorsichtig das schwarze Fallei. Im Schein einiger Kerzen, die das ausgesperrte Sonnenlicht zu ersetzen versuchten, erkannte Hedon die Brüder Börendiel und Gundar, deren Gesichter in diesem Augenblick sehr alt aussahen, die Wasserfrauen Nenje und Kitja, die ihn erschöpft anlächelten, Jischo die Sammlerin, Algon den Fischer, zwei Bauern und Datris die Flechterin. Als er gerade wortlos seine Hände öffnen wollte, um seinen schrecklichen Fund zu zeigen, fiel sein Blick auf den Holztisch. Auf ihm lagen vier Falleier.

Hedon legte schweigend sein Fallei neben die anderen. Das Gespräch verstummte.

„Du siehst“, sagte Yugörlar langsam und sah Hedon dabei in die Augen, „mein Plan hat versagt. Der Nebel hat die Rach’dor nicht davon abgehalten, ihre Falleier über unserem Gebiet abzuwerfen. Ich habe gedacht, die Rach’dor würden sich die Nester für ihre Brut besser aussuchen. Aber ich habe mich getäuscht.“

Hedon blickte in die Runde. Enttäuschte und verzweifelte Gesichter.

„Aber es sind doch nur wenige Eier!“, sagte er dann. „Wir können sie doch vernichten!“

Yugörlar gab die Antwort, die die übrigen in seiner Hütte schon kannten. „Nein, Hedon. Es sind zu viele Eier. Hier liegen nur fünf Falleier. Wir werden sie verbrennen. Aber wie viele dieser grässlichen Eier haben die Rach’dor über Lenasen und seiner Umgebung abgeworfen? Vielleicht fünfzig, eher hundert. Auf jeden Fall werden wir nicht alle Eier finden. Das Gebiet ist zu groß, die Eier zu klein und zu unauffällig. Selbst wenn wir nur ein schwarzes Ei übersehen, werden durch seine Schale dreißig Rach’dor kriechen. Sie werden überleben. Als kleine Käfer werden sie zuerst an unse-

ren Feldern nagen und dann in der Erde überwintern. Im nächsten Jahr werden sie Bäume fällen wie Biber, Wollschweine reißen wie Wölfe und dabei flink wie Wiesel und für unsere Pfeile unverwundbar wie Drachen sein. Im Herbst werden sie schließlich die Dörfer angreifen, verwüsten und die Menschen töten, die dort noch leben.“

Ratlos starrte Hedon den Wurzelmeister an. „Aber was sollen wir denn tun? Irgendetwas müssen wir doch tun! Wir können doch nicht warten, bis uns die Rach'dor vernichten!“

Hedon war so erregt, dass er den letzten Satz schrie. Doch außer Yugörlar erwiderte niemand etwas.

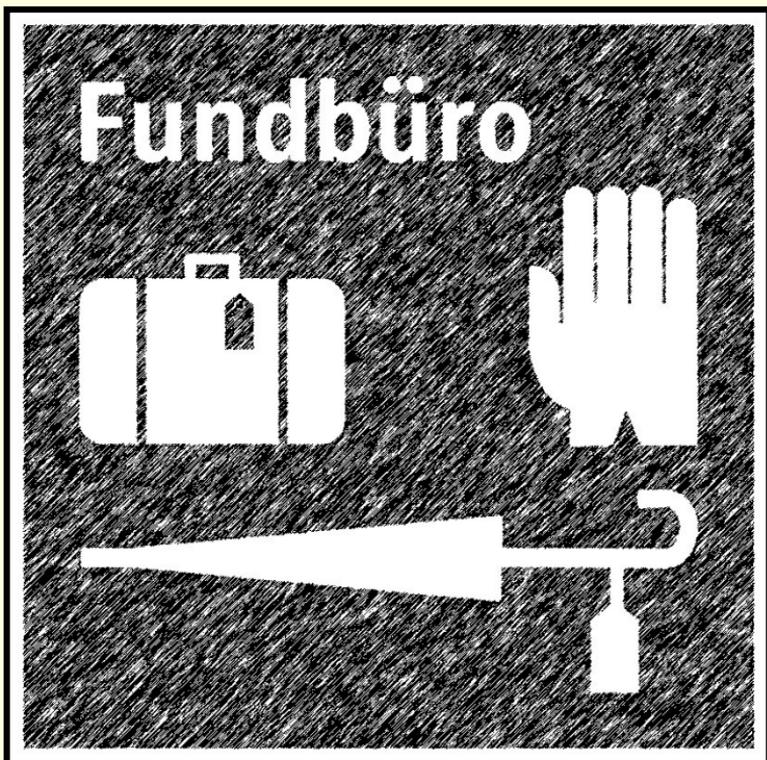
„Ich verstehe deine Ungeduld, Hedon“, sprach Yugörlar. „Aber ein Entschluss soll wohl überlegt sein. Wir werden nicht gegen die Rach'dor kämpfen. Das wäre für die meisten von uns der Tod. Der Süden wird auch von den Rach'dor verseucht sein. Den Osten versperren der Tiefe Wald und dahinter die Dvernen. So bleiben uns nur zwei Möglichkeiten. Im Norden über die Wolkenberge zu wandern oder im Westen über das Mächtige Meer zu fahren ...“

Die warme Dämmerung über Norrlarna war der kühlen Nacht gewichen. Die Versammlung in Yugörlars Haus löste sich auf.

Jischo die Sammlerin und Hedon der Fischer gingen zusammen den lang gestreckten Weg am Fjord entlang. Sie sprachen nur wenige Worte. Plötzlich stieß Jischo Hedon in die Seite und zeigte auf eine Rauchwolke, die aus dem Wald aufstieg.

Sie wechselten kurz die Blicke und stürmten los. Sie hatten nichts zu verlieren. Atemlos stiegen sie durch das Dickicht. Der eigenartige Geruch nach Verbranntem wies ihnen die Richtung. Jischo erreichte als erste die Stelle. „Ein Rach’dor!“, rief sie.

Ungläubig starrte Hedon auf den schwarzen dreieckigen Flügel, der über den umgerissenen Bäumen hing. Er ging näher heran. Der Flügel war mit roten Zeichen verziert: YNOS RACH’DOR IV.



FUNDBÜRO

Erzählung

Volkmar Klundt

Dieser Mann hatte, fast kann ich es heute noch hören, dieses einzigartige, breite, alles in eine ungeheure Heiterkeit tauchende, zuversichtliche Lachen. Jeder fühlte sich angesteckt. Und vergaß, umarmt von Fröhlichkeit und, wenn auch vielleicht nur für einen Moment, die Nöte und Sorgen und das Drangsal des Alltags, so dass wie durch einen Wolkenpalt hindurch ein Lichtstrahl der Heiterkeit auf ihn fiel und die Dinge, zumindest kurz, etwas leichter von der Hand gingen. Es war diese zuversichtliche Freude, dieses zuversichtliche Lachen, dass

die großen Sorgen etwas kleiner und die kleinen, schönen Dinge etwas größer erscheinen ließ.

Dann aber, als der Mann eines Abends heimkehrte, bemerkte er, dass er sein Lachen, irgendwo auf dem verschlungenen Weg von dort nach hier verloren hatte.

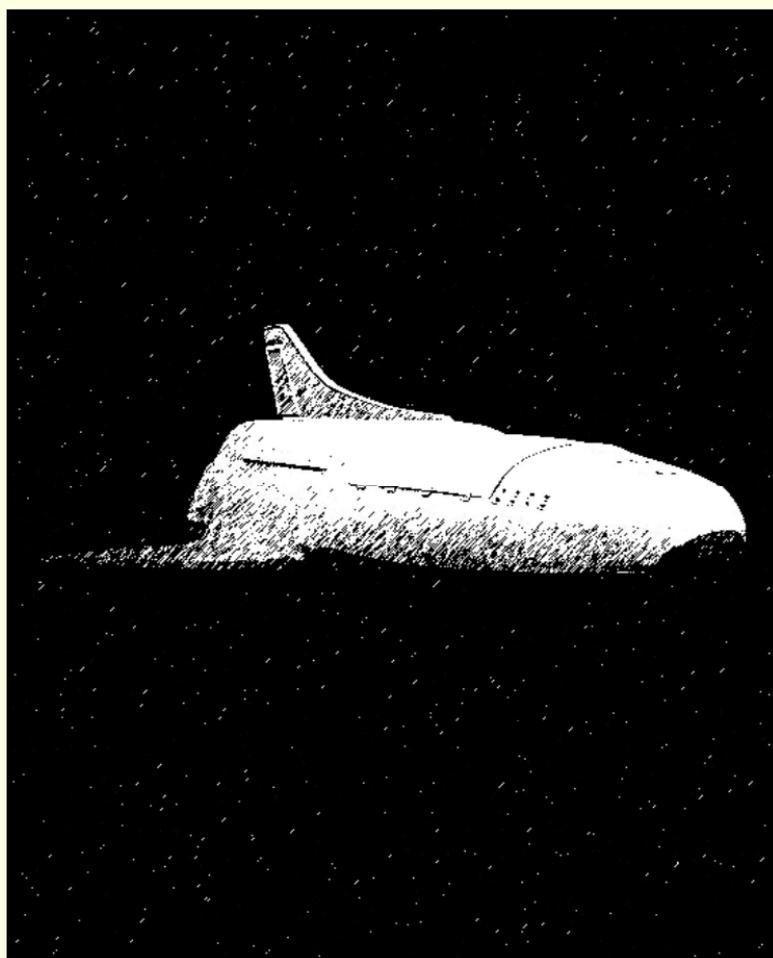
Verzweifelt setzte er sich nieder. In der großen zurückgebliebenen Leere fand er ganz am Rande noch ein ironisches pergamentdünnes Lächeln und ein wenig Spott und Häme.

Es war spät und auch schon dunkel draußen. Es machte wohl auch keinen Sinn jetzt noch einmal aufzubrechen und die finsternen Straßen nach dem verlorenen Objekt abzusuchen. Auch bezweifelte er, dass es überhaupt möglich sein könnte, dass Lachen wiederzufinden. Umso mehr, als er gar nicht so genau wusste, welchen Weg er denn eingeschlagen hatte. So versuchte er zunächst, mit den verbliebenen Instrumenten etwas Komisches zu basteln. Dies aber erwies sich als schwierig. Denn wenn er das Behelf schließlich zusammengebracht hatte, erwies es sich doch nicht als belastbar und machte ihn ganz und gar unzufrie-

den. So fasste er ohne viel Hoffnung den Entschluss, gleich morgen beim Fundamt vorzusprechen.

Als der Mann dann dem Beamten des Fundamtes den Sachverhalt schilderte, wiegte jener zweifelnd den Kopf und machte dazu ein bedenkliches Gesicht. Trotzdem musste der Mann eine Verlustanzeige ausfüllen. Das gab ihm immerhin das Gefühl, dass in seiner Sache etwas unternommen würde. Als er fertig war und dem Beamten das ausgefüllte Formular mit der exakten Beschreibung des verlorengegangenen zuversichtlichen Lachens über den Tresen schob fragte er verzagt mit einem Rest von Hoffnung: „Meinen sie, ich bekomme es wieder?“ Der Beamte erklärte ihm, das hänge davon ab, wo er es verloren habe. Außerdem müsse der Finder nicht nur ehrlich sein, sondern er müsse auch noch die Mühe auf sich nehmen, es abzugeben.

„Aber das wird schon“, beruhigte der Beamte ihn schlug ihm auf die Schulter und schenkte ihm ein zuversichtliches Lächeln.



DIMENSIONS

Erzählung

Christian Knieps

Die private Raumfahrtkapsel Exodus IVb befand sich auf dem Weg zurück vom Mond, zu dem sie vierzehn gutbetuchte Weltraumtouristen gebracht hatte. Die beiden Piloten, Evelyn und Andrew, zwei der erfahrensten Piloten des Weltraumunternehmens, hatten bisher den Eindruck, dass dieser Ausflug zum Erdtrabanten einer der eher unspektakulären in ihren bisherigen Karrieren war. Während es bereits Evelyns neunundzwanzigster Flug war und sie damit beim nächsten Mal in den erleuchteten Dreißigerkreis aufsteigen würde, in dem

sich bisher nur die beiden Piloten aus den Gründungsjahren befanden, war es auch schon der fünfzehnte Ritt für Andrew – beides also erfahrene Hasen im All, die auch schon einige brenzlige Situationen gemeistert hatten. Meistens waren die Passagiere für die Mission das größte Risiko – viel mehr als die Technik, die inzwischen sicher und reibungslos funktionierte –, denn während einige gar nicht mehr von der Mondbasis fort wollten, versuchten andere, die Piloten zu überzeugen, nicht zurück zur Erde, sondern zum Mars oder noch zu etwas Absurderem zu fliegen. Doch diese Besatzung war von der Schönheit der Erde aus dem All und dem großen Ödland auf dem Mond viel zu geflashed gewesen, als dass sie etwas anderes diskutierten; es gab keine Rädelsführer oder Fehlgeleitete, sondern ausschließlich im höchsten Maße Interessierte, die viel fragten und sich artig bei dem tollen Team bedankten, die sie flogen. Doch noch waren sie nicht zurück, und bis sie nicht sicher gelandet waren, nahmen die beiden erfahrenen Piloten kein Dankeschön an – das konnte nur Unglück bringen.

Bevor die beiden jedoch das Raumschiff auf eine Erdeintrittsflugbahn bringen konnten, mussten sie es aus der hohen Geschwindigkeit, mit der sie seit dem Verlassen der Mondumlaufbahn flogen, nach unten drosseln, und der Computer hatte bereits eine Simulation des Plans gerechnet, als etwas plötzlich und völlig unvorbereitet am rechten Flügel des Raumschiffes traf, und das Schiff in eine massive Drehbewegung zwang. Durch die ruckartige Drehbeschleunigung verloren alle Besatzungsmitglieder nahezu augenblicklich das Bewusstsein, und es dauerte eine Weile, ehe der Bordcomputer die notwendigen Maßnahmen berechnet und zur Freigabe an die Piloten weitergeleitet hatte, doch da niemand der Piloten reagierte, griff die Notfallroutine 420-B-XR3, die besagte, dass bei G-Kräften größer 8 und ausbleibenden Bestätigungen durch das Flugpersonal, die Gegensteuerung durch den Bordcomputer initiiert werden musste. Die Schubdüsen wurden dabei solange angesteuert, bis das Raumschiff nicht nur in der Rotationsachse wieder stabil war, sondern bis auf eine minimale Geschwindigkeit im Prinzip in jegli-

cher Bewegung angehalten hatte. Es dauerte eine geraume Weile, ehe Evelyn als erste aufwachte und den Zustand kurz feststellte, ehe sie Andrew versuchte, zu wecken. Da seine Vitalfunktionen stabil aussahen, er aber nicht aufwachen wollte, ließ sie von ihm ab und checkte die Zustände der Passagiere, die zu ihrem Glück aber auch alle stabil schienen. Die Anzeigen waren in Ordnung und insgesamt schien das Schiff nicht allzu sehr beschädigt zu sein; auch wenn es noch viel zu früh für eine Prognose war, so schien ein Wiedereintritt in die Erdatmosphäre für denkbar, ohne dass das Unternehmen eine kostspielige Rettungsmission losschicken musste.

Evelyn schnallte sich ab und spürte augenblicklich den Druck, der von ihrem Brustkorb verschwand; langsam schwebte sie umher, kontrollierte weitere Geräte und Anzeigen, ehe sie sich umdrehte und eher im Augenwinkel aus dem kleinen Sichtfenster nach draußen blickte. Das, was sie zu sehen bekam, überforderte ihr Bewusstsein, das sich für einen kurzen, unschuldigen Moment selbst ausschaltete. Als sie wieder schwebend zu sich kam, fragte sie sich

kurz, warum es keine Kommunikation von der Station auf der Erde zu ihnen im Raumschiff gab, da Flightcommand den Unfall mitbekommen haben mussten, doch dann fiel ihr das Bild ein, dieser Moment, in dem sie nach draußen und Richtung Erde geblickt hatte – und sie zweimal sah.

Wie konnte es sein, dass sie die Erde zweimal sah – und gab es vielleicht noch mehr Erden, nur außerhalb ihres Blickfeldes? Evelyn musste etwas tun, und da ihr nichts Besseres einfiel, versuchte sie die Basisstation zu erreichen, doch es drang nur Rauschen aus dem Lautsprecher. Sie musste ihren Co-Piloten aufwecken und es dauerte eine lange Weile, ehe sie Andrew soweit hatte, dass sie ihm die Situation erklären konnte. Auch er sah zwei Erden, und indem sie sicherstellte, dass der Schock für ihn geringer war als für sie, blieb er wach und fand mit ihr heraus, dass sie nur zwei Erden – und nicht mehr – sahen.

Die beiden sprachen sich ab, dass sie die Zeit nutzen wollten, solange die Mitfliegenden noch ausgeknockt waren, um herauszufinden, was ihre Optionen an diesem Ort, draußen im weiten All waren. Auf den

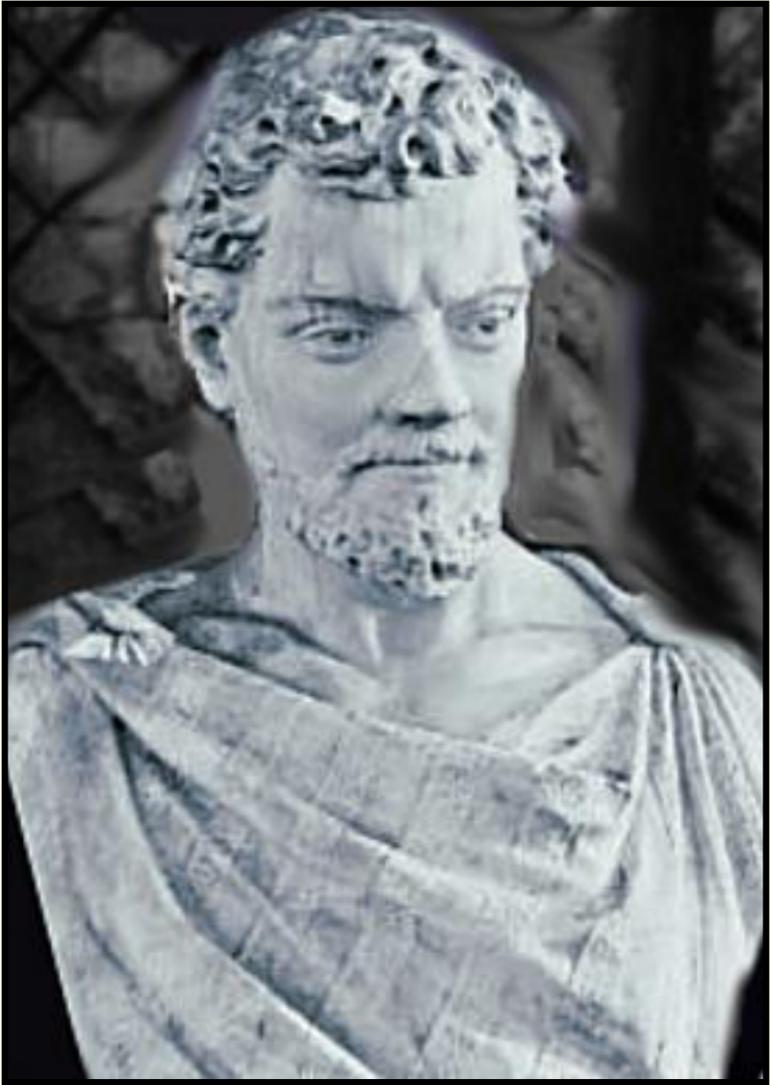
ersten Blick sahen die beiden Erden völlig gleich aus, und Andrew stellte die Frage, wie es sein konnte, dass zwei so massereiche Körper nebeneinander existierten, doch alleine die Frage erschien unwirklich, in dem Moment, in dem er sie ausgesprochen hatte. Evelyn versuchte derweil, logisch an das gestellte Problem heranzugehen und kam auf den Gedanken, dass es entweder eine optische Täuschung sein musste oder eine Verschiebung in den Dimensionen. Die erste Idee konnten sie einfach bestimmen, indem sie einen kurzen Außeneinsatz durchführten, doch dieser brachte keine Auflösung – ganz im Gegenteil –, die Sorge wuchs, dass es sich um ein Phänomen unbekannter Natur handelte. Es reifte in Gesprächen zwischen den beiden Piloten die Vorgehensweise heran, dass sie drei bestimmte Passagiere wecken wollten, doch das sollte ihnen nicht gelingen – wie es ihnen auch nicht gelang, mit jemandem außerhalb des Raumschiffs Kontakt aufzunehmen. Zusammengenommen betrachtete Evelyn die Situation als klar und gefährlich, während Andrew keinen Zugang zu den Theorien hatte, die ihm seine Pilotin nahe-

zubringen versuchte. Dabei erschien es Evelyn inzwischen als eindeutig, dass sie in einem Zeitkontinuum mehrdimensionaler Natur gelandet waren, ohne das Wie zu verstehen, aber sie glaubte, den Auslöser zu kennen. Sie ließ die Systeme alle möglichen Checks durchführen, doch die Unmöglichkeit, dass alle – trotz des Sichtkontakts von zwei Erden – keinen Planeten vor ihnen anzeigten, mündete in einer großen Theorie, die Evelyn ängstigte. Da sie alle Standardtheorien kannte und darüber hinaus auch jede andere realistische Idee verworfen hatte, drängte die Wissenschaftlerin in ihr zu den unrealistischen Möglichkeiten, denn ihr Geist forschte unentwegt weiter. Die wahrscheinlichsten unter den unwahrscheinlichen waren real wirkende Traumwelten, der Einzug in ein merkwürdiges Totenreich oder das Gefangensein in einer Parallelwelt, in einer anderen Dimension. Dimension – dieses Wort geisterte Evelyn seit dem ersten Entdecken der beiden Erden im Kopf herum, und sie versuchte, Andrews Gedanken in eine ähnliche Richtung zu entwickeln. Doch seine Gedanken kreisten viel mehr um jedes PanikszENARIO, das er in sei-

nem Leben erleben durfte. Evelyn ertrug diese unproduktive Art keine weitere Minute und schmiss ihren Co-Pilot aus der Kabine. Sie stellte sich daraufhin alle Beweise und Indizien zusammen, und obwohl das Tippen im Weltall eine besondere Schwierigkeit darstellte, strengte sie sich an, möglichst vollständig zu sein. Da sie keine Hilfe fand, musste sie das Rätsel alleine lösen, und vergewisserte sich erneut, dass sie zwei Erden sah, dass die Instrumente hingegen nichts anzeigten, der Funkkontakt zur Erde nicht funktionierte und die Mitfliegenden nicht geweckt werden konnten. Angenommen, sie befände sich in einem Multiversum, forderte sie sich weiter heraus – dann verstand sie zwar, dass sie zwei unterschiedliche Zustände der Erde zu sehen bekam, aber nicht, dass keine Erde auf den Geräten angezeigt wurde. Evelyn musste eine Entscheidung treffen und kam zu dem Schluss, die Kabine zu verriegeln, ehe sie Schub gab und auf einen der beiden Planeten zuflog. Es erschien ihr egal, welchen sie auswählte, und daher navigierte sie auf die linke Erde zu, während Andrew versuchte, in die Kabine einzudringen, zu-

nächst klopfend, dann immer gewaltsamer, ehe auch er erkannte, dass das Näherfliegen zu einer unglaublichen Veränderung führte: aus den zwei wurden drei, dann vier, dann fünf Erden, ehe sich die Reihe in n Dimensionen in alle Richtungen der Ebene vor ihnen auffächerte. Kurz bevor das Raumschiff die Ebene mit den Erden erreichte, gelang es Andrew ins Cockpit einzudringen, wo er Evelyn bewusstlos auffand – sie hatte sich im aufkommenden Wahn an einem Gerät den Kopf angeschlagen und blutete leicht ins Schwerelose. Andrews Gedanken standen aufgrund der überwältigenden Aussicht still, und daher schien es, als würden alle Insassen des Raumschiffs in einem Moment der geistigen Umnachtung durch die aufgespannte Erdebene fliegen.

Das ewige Verschwinden aller Passagiere in die unterschiedlichsten Dimensionen ließ es zu, dass das Raumschiff auf der anderen Seite der Ebene entleert wieder auftauchte und durch die allzu nahe Erde angezogen wurde, im viel zu flachen Winkel nicht ausreichend abgebremst werden konnte, ehe es sich steuerungslos in die Weiten des Alls verabschiedete.



Titus Lucretius Carus (99–55 v. Chr.)

**ALLE KÖRPER FALLEN
GLEICH SCHNELL
(LUKREZ, GALILEI,
NEWTON, HEGEL)
Einstein 115
Artikel**

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

- Cusa, Nicolai de: Die belehrte Unwissenheit. Buch II. Meiner Verlag, Hamburg 1999. Zitiert als „Cusa 2“.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften II. Werke 9. Suhrkamp Taschenbuch

Wissenschaft 609, Frankfurt am Main 1970.
Zitiert als „Naturphilosophie“.

– Lukrez: Von der Natur. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1991. dtv 2270.

– Newton, Isaac: Mathematische Grundlagen der Naturphilosophie. Felix Meiner Verlag, Hamburg 1988.

Alle Körper fallen gleich schnell, das hat schon Lukrez vor zweitausend Jahren festgestellt.

Zu den wichtigen Überlegungen in der Relativitätstheorie Einsteins gehört die Überlegung, daß alle Körper gleich schnell fallen. Zwar scheint ein schwerer Körper auf Grund seines Gewichtes oder seiner Masse stärker zu fallen (man bemerke ja nur, welchem Gefühl man unterliegt, sofern dieser Körper auf den eigenen Fuß plumpse), doch ist es für die anziehende Kraft im gleichen Maße schwerer, den massiveren Körper in Bewegung zu setzen.

Darum fallen ein Felsblock und eine Feder gleich schnell nach unten (wenn man vom den Fall verfälschenden Luftwiderstand absieht). Dies wurde etwa auch von auf dem Mond gelandeten US-Astronauten

nachgewiesen. Doch dieser Gedanke (alle Körper, egal, wie massiv oder schwer, sie fallen allesamt gleich schnell) ist also historisch schon vorhanden. So lesen wir bei Lukrez (ca. 97 – 55 v. Chr.), wenngleich mit anderer Begründung (in der Begründung von Lukrez spielen das Atom und das Leere in ihrem Zusammenhang eine Rolle):

„Deshalb müssen die Körper mit gleicher Geschwindigkeit alle
trotz ungleichem Gewicht durch die
ruhende Leere sich
stürzen.“ (Lukrez, S. 99)

Doch, unabhängig von jeder Begründung, auch diese Einsicht (alle Körper fallen im luftleeren Raum gleich schnell) war bemerkenswerter Weise schon vor mehr als 2000 Jahren vorhanden.

Lukrez: ein fahrendes Schiff steht scheinbar still; das Auge erblickt nicht das Wesen der Dinge. Solche Überlegungen, daß, sitzt man etwa im Zug, der Bahnsteig draußen sich zu bewegen scheint (wo doch ersichtlich der Zug sich bewegt, und der Bahnsteig steht eindeutig still), findet man

bei allen auch nur halbwegs aufmerksamen Beobachtern, so bei Lukrez in der Antike:

„Denn zum Wesen der Dinge vermag kein Auge zu dringen;

Deshalb bürde dem Auge nicht auf des Verstandes Verirrung.

Fährt man im segelnden Schiff, so scheint dies stille zu

stehen,

Jenes jedoch, das ankert im Port, vorüber zu fahren.“ (Lukrez, S. 197)

Nicolai de Cusa (Nikolaus von Kues) (1401 – 1464) war Kirchenrechtler, Philosoph, Bischof und Kardinal. Nach Cusa ist die Bewegung relativ, vom Ufer aus gemessen:

„Uns ist bereits klar, daß diese Erde in Wirklichkeit sich bewegt, wenn uns das auch nicht in der Erscheinung sich aufdrängt.“ (Cusa 2, S. 93)

Die Erde bewegt sich also, ohne daß wir es merken. Woran läßt sich demnach Bewegung erkennen? Cusa:

„Wir erkennen ja eine Bewegung nur durch einen Vergleich mit etwas Feststehendem. Wüßte jemand nicht um das Fließen des Wassers und sähe die Ufer nicht, während er sich auf einem Schiff inmitten des Wassers befindet, wie sollte der erkennen, daß das Schiff sich bewegt? Und da es stets jedem, ob er sich auf der Erde oder der Sonne oder auf einem anderen Stern befindet, so vorkommt, daß er sich gleichsam an einem unbeweglichen Mittelpunkt befindet und daß alles andere sich bewegt, deshalb würde jener, wenn er sich auf der Sonne, der Erde, dem Mond, dem Mars usw. befände, sich sicherlich immer neue Pole bilden. Der Bau der Welt ist deshalb so, als hätte sie überall ihren Mittelpunkt und nirgends ihre Peripherie, da ihre Peripherie und ihr Mittelpunkt Gott ist, der überall und nirgends ist.“ (Cusa 2, S. 93 f)

Wir sehen also, Bewegung ist relativ, und läßt sich nur vergleichsweise (etwa am feststehenden Ufer) ermessen. An einem Ufer, das aber auch nicht fest ist, bewegt

jeder Gegenstand sich doch mit der Erde. Welcheselbe auch nicht fest ist und so weiter. „Fest“ (fix) gilt aber sehr wohl im Verhältnis zweier eng begrenzter Größen zueinander (wie Schiff und Ufer). So daß sich keineswegs alles in beliebige Relativität (Bezüglichkeit) auflöst.

Und was den im Zitat angesprochenen Gott betrifft: ihn gibt es, und er ist überall.

Nach Hegel ist Bewegung ohne Materie undenkbar, und umgekehrt:

„Wie es keine Bewegung ohne Materie gibt, so auch keine Materie ohne Bewegung. Die Bewegung ist der Prozeß, das Übergehen von Zeit in Raum und umgekehrt...“ (Hegel: Naturphilosophie, S. 60)

Und auch nach Hegel diese für die Einstein-Überlegungen so wichtige Erkenntnis (welche aber darum lange vor Einstein und auch lange vor Hegel schon erörtert wurde), nämlich: im luftleeren Raum fällt alles gleich schnell:

„... so hat hier ... der quantitative Unterschied der Massen als solcher keinen Sinn; sie fallen als Materien überhaupt, nicht als Massen. Beim Falle kommen die Körper nämlich bloß als schwer in Betracht, und ein großer ist so schwer als ein kleiner, d. h. einer von geringerm Gewicht. Wir wissen wohl, eine Flaumfeder fällt nicht wie eine Bleikugel; doch kommt dies vom Medium her... Ein Stein fällt zum Beispiel schneller in der Luft als im Wasser; aber im luftleeren Raum fallen die Körper auf gleiche Weise. Galilei hat diesen Satz aufgestellt und ihn Mönchen vorgetragen; nur ein Pater hat sich in seiner Weise darein gefunden, indem er sagte, Schere und Messer kämen zugleich zur Erde... Solche Erkenntnis ist mehr wert als tausend und abertausend sogenannter glänzender Gedanken.“ (Hegel: Naturphilosophie, S. 79)

Auch Isaac Newton (1642 – 1727), lange vor Einstein, hat diesen Gedanken vertreten, alle Körper fallen gleich schnell:

„Daß die Abwärtsbewegung aller schweren Körper zur Erde hin ... in gleichen Zeiten stattfindet, haben andere schon längst beobachtet; und am genauesten läßt sich die Gleichheit der Zeiten an Pendeln feststellen. Ich habe die Sache an Gold, Silber, Blei, Glas, Sand, gewöhnlichem Salz, Holz, Wasser und Weizen überprüft.“ (Newton, S. 184)

Und Newton, den die Ergebnisse störenden Luftwiderstand ausklammernd, ist immer zum selben Ergebnis gekommen:

(ausgehend von den Planeten, die im luftleeren Raum in ihrem Sonnenumlauf auf fast keinen Widerstand treffen:)

„In den erdnächsten Räumen jedenfalls findet sich nichts, was einen Widerstand erzeugen könnte, außer der Luft, Ausdünstungen und dem Wasserdampf. Hat man diese aus einer Glasröhre sehr sorgfältig herausgepumpt, so fallen schwere Körper innerhalb des Glases völlig frei und ohne jeden merklichen Widerstand. Selbst Gold und eine sehr zarte Flaumfeder, die gleichzeitig losge-

lassen werden, fallen mit derselben Geschwindigkeit, und sie treffen, indem sie fallend eine Höhe von vier, sechs oder acht Fuß beschreiben, gleichzeitig auf dem Boden auf, wie durch Erfahrung ermittelt worden ist. Und deswegen werden sich, gesetzt, man steige in den Weltraum auf und er sei frei von Luft und Ausdünstungen, Planeten und Kometen ohne jeden spürbaren Widerstand durch jene Räume auf äußerst lange Zeit hin bewegen.“ (Newton, S. 195)



Josef Anton Maximilian Perty (1804–1884)

SCHWERE (PERTY 29)

Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird: „Maximilian Perty: Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Winter'sche Verlagshandlung, Leipzig und Heidelberg 1861. Fotomechanischer Nachdruck: hansebooks.“

Zum Autor:

„Josef Anton Maximilian Perty (geb. 17. September 1804 in Ornau, Bayern; gestorben 8. August 1884 in Bern, Schweiz) war ein deutscher Entomologe

[Insektenforscher] und Naturphilosoph an der Universität Bern.“ (Wikipedia)

„Schon bei den gewöhnlichen Nachtwandlern scheint öfters die Schwere vermindert zu sein, wie dieses auch die Somnambulen [mondsüchtige Schlaf- oder Nachtwandler] behaupten und was sie zu kühnen und leichten Bewegungen geschickt macht. Die Petersen lief manchmal im magnetischen Schlaf viel leichter und schneller herum, als sie im Wachen konnte. Die Kachler, welche die Verminderung der Schwere von der Anziehung des Mondes herleiten wollte, womit auch ihr Geschichtschreiber Bähr übereinstimmt, sagte: ‘Der Magnetismus kann die Schwere vermindern oder erhöhen; in meinen Krämpfen bin ich schwerer. Könnte man einen Nachtwandler auf seinen Wanderungen wiegen, so würde man finden, daß er nichts wiegt’, offenbar eine viel zu weit gehende Behauptung. Im magnetischen Zustand sank sie beim Baden in der Elbe nicht unter, auch eine Somnambule Korreff’s, des Schwimmens unkundig, blieb

in diesem Zustand über dem Meerespiegel; die Hauffe wurde emporgestoßen; wenn man sie in ein Bad bringen wollte, schnellte [sie] immer nach oben.“ (Perty, S. 235)

Was die „Schwere“ oder Schwerkraft betrifft, so ist dieselbe die größte oder stärkste Macht, welcher wir selbst unterworfen sind. Sie hält uns am Boden fest, bestimmt Größe und Wachstum unseres Körpers (und natürlich denn auch von anderen Körpern auf anderen Planeten mit anderer Schwerkraft). Was ist Schwere? Einstein führt sie auf die Krümmung des Raumes zurück. Das ist in sehr eingegrenztem Maße sicher richtig. Indes, wir erleben die Schwere der Erde unter unseren Füßen – wo, bitteschön ist da von einer Krümmung die Rede?

Es muß also (zumindest zusätzlich) einen anderen Faktor geben, welcher die Schwerkraft (Gravitation) begründet. Wir vermerken: schwere Körper, nein Körper überhaupt, ziehen sich gegenseitig an. Jeder Gegenstand in meiner Hand, losgelassen, fällt zur schwereren Erde hinunter. Je größer oder massiver ein Körper (wie etwa

unsere Sonne), um so gewaltiger seine Anziehungskraft. Der Faktor der Anziehung bedeutet also, daß sich alle Gegenstände – gleich welche – gegenseitig „erkennen“, sich beeinflussen, zueinander streben (stürzen).

Wie weit läßt sich dieses Phänomen somnambul (also mond- oder nachtwandlerisch) aufheben oder „lösen“, vom subjektiven Empfinden (inklusive Krämpfen), welches einen sehr täuschen kann, abgesehen? Treiben somnambule Nachtwandler, die nicht schwimmen können, wirklich auf dem Wasser oben? Ich würde dringend empfehlen, erst einmal Schwimmen zu lernen (in den frühen Klassen der Grundschule), und sich erst dann auf das Wasser zu begeben. Und sei es auch nur, um einen solchen „Test“ auszubringen – von dem man sich, des Schwimmens sehr wohl kundig, in Sicherheit bringen können müßte.

Aber nochmals: die Frage der Schwerkraft ist nahezu völlig ungelöst. Und ich darf erneut wiederholen: sobald man weiß, was die alle Körper anstandslos durchdringende Schwerkraft ist, wird sich unser gesamtes Verkehrswesen sowie die zugehöri-

ge Infrastruktur (Straßen, Autobahnen, Schienenstrecken, Flughäfen) verändern. Denn jene Fahrzeuge der Zukunft, welche die Nachgeborenen benutzen werden, sobald die Gravitation durchschaut und folglich nutzbar gemacht ist, werden nicht mehr auf dem stumpfen Erdboden fahren oder sich bewegen – sondern, sie werden selbstverständlich SCHWERELOS durch die Lüfte fliegen. Und dabei wird es neue Probleme geben, denn die entsprechenden „Flieger“ können dann ja durch das Fenster des mißgönnten Nachbarn oder durch das der heiß begehrten Mitbewohnerin vorübergehend ungehindert spähen (bis die Gesetzgebung auch darauf eine Antwort weiß).

„Ein Nachtwandler in Karlsruhe ... schien auch theilweise von der Schwerkraft entbunden zu sein. Dupotet sah ein sogenanntes dämonisches Individuum gegen die Gesetze der Schwerkraft auf einer Leiste um ein Zimmer laufen, ohne im geringsten zu wanken; der leichte hölzerne Fries war an der Mauer nur mit einigen schwachen Nä-

geln befestigt und hätte zerbrechen müssen, wäre die Schwerkraft des Menschen nicht aufgehoben oder vermindert gewesen.“ (Perty, S. 235)

Kann man also „gegen die Schwerkraft laufen“?

„In andern Fällen wurden jedoch Nachtwandler zerschmettert, nämlich wenn sie geweckt herabstürzten, wo das Gesetz der Schwere wieder in ihre Rechte trat. Nach Armand blieb auf der Stirne eines mit Kopfschmerz Behafteten ein Goldstück wider die Gesetze der Schwerkraft hängen, was Gmelin durch eigene Beobachtungen bestätigt. Bei der wachen Ekstase kommt das Schweben viel häufiger vor als bei der somnambulen.“ (Perty, S. 235 f)

Also, herabstürzen kann man, wie wir vernennen, sofern man aus seinem besonderen Zustand geweckt wird. Trotzdem, wir bleiben bei der Frage: was ist die Schwerkraft? Jene wesentliche Kraft, die wir tagein, tagaus verspüren. Welche uns an den

(Erd)Boden bindet, welche alles, jeglichen Körper, durchdringt – und welche nicht annähernd gelöst ist, wie die insofern nicht vorhandene Technik zeigt. Denn wüßteh wir, wie angemerkt, was die unmittelbar und überall wirkende Schwerkraft wirklich ist, diese wäre in die Herstellung aller möglichen Produkte längst eingeflossen. Doch die nicht vorhandene Anti-Schwere-Technik zeigt uns: wir wissen nicht entfernt, was die Gravitation wirklich ist, und sie alleine der Krümmung des Raumes zuzuschreiben, erscheint verfehlt, wenn wir egal welchen Gegenstand in unmittelbarer Nähe zu Boden fallen sehen. Diese ungelöste Frage beschäftigte auch schon vor mehr als hundert Jahren (so 1861) die Geister:

„Wir sind so gewohnt, die Schwere für etwas absolut Bestimmtes und Unveränderliches zu halten, daß die Idee einer völligen oder auch nur theilweisen Aufhebung als eine unzulässige erscheint. Und doch gibt es Phänomene, bei welchen durch materielle Kräfte die Schwere aufgehoben wird. Wenn man eine eiserne Nadel inner die Schrauben-

gänge eines Kupferdrahtes bringt, durch welche ein galvanischer Strom geht, so schwebt (nach dem Versuch der Lady Sommerville) die Nadel frei in der Drahtspirale. Wenn man zwischen zwei starke Magnete eine Glasröhre bringt und in letztere eine Eisenkugel hinbläst, so schwebt diese frei in der Röhre zwischen den Magneten. Schwere und Mineralmagnetismus stehen also in einem eigenen Verhältnisse; der Magnetismus vermag in gewissen Fällen die Schwere aufzuheben; er nimmt wie die Schwere im Verhältnis des Quadrats der Entfernung ab. Hat doch in neuerer Zeit [1861] Pohl in Breslau in einigen geistvollen Abhandlungen die Gravitation und Bewegung der Gestirne auf elektromagnetische Gesetze zurückzuführen versucht. Es können wie es scheint auch im Menschen bis jetzt noch nicht näher erforschte Verhältnisse die Schwerkraft vermindern und erhöhen; in manchen Krankheiten, zum Beispiel heftigen Nervenfiebern scheint die Schwere des Menschen auffallend vermehrt, in allen ekstatischen Zuständen vermindert zu

sein. Und es kann wohl auch noch andere als materielle Kräfte geben, welche die Schwere aufzuheben vermögen.“
(Perty, S. 236)

In zuletzt zitierten Beispielen ist also vom heute (und auch damals schon) bekannten Elektro-Magnetismus die Rede (welcher in der Tat die Schwerkraft „aufhebt“ und geeignete Gegenstände „schweben“ läßt). Es geht hier aber, wohlgemerkt, darum, die einfach und überall wirkende Schwerkraft in ihrem Wesen und ihrer Wirkweise zu erkennen – und sie mit denselben schlichten Mitteln aufzuheben oder anderweitig zu lenken.

Darum stellt sich hier nicht unbegründet auch die Frage: Wie weit kann der Mensch durch seine innere Verfassung auf die Schwerkraft einwirken? Das ist zumindest ein interessanter Ansatz bezüglich eines so schlichten, naheliegenden, insbesondere aber ungelösten Problems. Ob man da nicht immer falsch (also materiell äußerlich) an die Lösung herangegangen ist?

Wir vermerken zitierterweise: „Und es kann wohl auch noch andere als materielle

Kräfte geben, welche die Schwere aufzuheben vermögen.“

Nicht wahr, glaubt der Klempner mit Hammer, Gewindeschneider und Schraubenschlüssel – damit das ganze Universum erklären zu können? Gedanken, Gefühle, selbst Telepathie inbegriffen, glaubt man im Ernst, daran mit dem primitiven Stech-eisen herumhebeln zu können?

Wir merken uns: wenn die technischen Probleme der Menschheit (weiterhin) gelöst sind, so wird sie sich (in Erkenntnis) auf eine andere (höhrere) Ebene erheben müssen, von welche wir ansatzweise auch heute schon einiges zur Kenntnis nehmen können.